Besprechungen = Comptes rendus

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire**

Band (Jahr): **3 (1996)**

Heft 1

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

LITERATUR ZUM THEMA / COMPTES RENDUS THÉMATIQUES

ALBRECHT DIHLE
DIE GRIECHEN UND DIE FREMDEN

C. H. BECK, MÜNCHEN 1994, 173 S., DM 39.80

Dihle legt eine Übersicht vor über ein Jahrtausend der Ausdehnung griechischer «Zivilisation» in Kulturen, die von den ursprünglichen griechischen Stadtstaaten immer weiter entfernt sind. Es geht ihm dabei nicht – wie der Titel vermuten lassen könnte – um eine Konzeptualisierung des griechischen Ansatzes, dem Fremden zu begegnen; Konzepte werden vielmehr unbesehen und ohne Definition verwendet. Dihle stellt sich damit in eine altertumswissenschaftliche Tradition, die eine Kontinuität herstellt zwischen der griechisch-römischen Antike und den heutigen europäischen Kulturen und ihren Diskursen, eine Tradition, die – wie Dirk Barghop in seinem Beitrag zum Themenschwerpunkt der vorliegenden Nummer von *Traverse* feststellt – eine «Kolonisation der Vergangenheit» vornimmt, indem sie die Vergangenheit nicht als das Andere der Gegenwart anerkennt, sondern in der Antike das Eigene wiederzufinden wähnt. Das Interesse von Dihles Buch liegt deshalb vor allem in den Widersprüchen und Fragen, die sein Text aufwirft, welche zuweilen eine eigentliche Herausforderung zu anderen Forschungsansätzen darstellen.

Das Buch beruht auf Vorlesungen, die der Autor 1989 in Perugia hielt und nun für die Publikation mit einem Anmerkungsapparat versah, der durchaus nützliche Hinweise gibt, auch wenn die neuere historisch-anthropologische Literatur darin kaum vertreten ist (so fehlt das grundlegende Werk zur Darstellung des Anderen bei Herodot – François Hartog, Le miroir d'Hérodote, Paris 1980 –, und Dihle kennt es ganz offensichtlich nicht). Thema ist das «Menschenbild», das sich Griechen von fremden Völkern machten, mit der zentralen Fragestellung, ob die Griechen den nichtgriechischen Völkern mit «Offenheit» oder mit «Überlegenheitsgefühlen» begegneten. Bei Homer und seiner Unterscheidung nicht zwischen Griechen und Nichtgriechen, sondern zwischen Menschen- und Wundervölkern, setzt die Darstellung ein. Ein «Überlegenheitsgefühl des Griechen» stellt der Autor auch bei den vorsokratischen Denkern, seiner nächsten chronologischen Etappe, nicht fest, denen er «die ersten Ansätze zu einer rationalen, wissenschaftlichen Erklärung der Welt» zuschreibt (wobei unterlassen wird, «Rationalität» und «Wissenschaft» im historischen Kontext des 6. Jh. v. u. Z. zu definieren). Die Perserkriege mit dem «Wunder» (34) des erfolgreichen Kampfes der kleinen griechischen Stadtstaaten gegen das grosse Heer des Königs Xerxes beschreibt der Autor als Wendepunkt für die griechische Identität, die zu einem politischen Selbstbewusstsein ausgeformt wird, geprägt durch das Leben in «der Rechtsordnung einer Polis»; doch «bei allem Stolz auf die Leistungen seines Volkes» liege es einem Dichter wie Aischylos (dessen Tragödie *Die Perser* herangezogen wird) «offenbar fern, für die Griechen eine grundsätzliche Überlegenheit, ein höheres Lebensrecht zu postulieren». (38) Merkwürdig berührt hier, dass Dihle kein Wort darüber verliert, dass diese politische Identität, was Attika betrifft, sich in zweierlei Hinsicht gerade auch in Abgrenzung gegenüber dem Anderen herausbildete: als männliche Identität des Bürgers gegenüber den Frauen, die keine eigene politische Identität erlangten, als athenische Identität gegenüber allen anderen

Griechen und Nichtgriechen, welche als Metöken keinen Bürgerstatus besitzen konnten (das sehr restriktive Bürgerrechtsgesetz, das in einem Zug mit der Durchsetzung der von ihren Gegnern als «radikal» bezeichneten Demokratie 451/450 v. u. Z. erlassen wurde, ist dafür ein deutliches Zeichen). Dihle entzieht sich der Frage, wie die von ihm als «stolz» und dennoch nicht «überheblich» beschriebene Identität sich zu diesen Elementen der Ausgrenzung verhält, indem er davon schlicht nicht spricht.

Die entscheidende Wende in der «Offenheit» der Einstellung zu fremden Völkern setzt Dihle mit dem Peloponnesischen Krieg und seinen Folgen an: Während das griechische Festland zu politischer Bedeutungslosigkeit absinke, beginne «griechisches Wissen und Können allenthalben die Welt zu verändern» (48), und aus dieser Diskrepanz entstehe dann «das Gefühl, dass die Griechen von Natur aus den Barbaren überlegen seien». (49) Diese Tendenz soll sich mit dem Zug Alexanders des Grossen nach Osten nur noch verstärkt haben, denn die neu gegründeten Städte seien dominierende hellenische Zentren geworden, und die wirtschaftliche und politische Ordnung sei «vom Geist griechischer Rationalität bestimmt», habe nur «von Menschen griechischer Bildung gemeistert» (61) werden können. In bemerkenswertem Widerspruch dazu steht die «Orientalisierung» von Alexanders Herrschaft, die sich in die persische Tradition zu stellen bemühte – Dihle verweist darauf, ohne das Phänomen dieser *wechselseitigen* Akkulturation weiter zu untersuchen. In der Zeit des Hellenismus beobachtet der Autor ein «Interesse griechischer Intellektueller» an «der exotischen Völkerwelt» (68), das zwar nie als «Bereicherung der eigenen Kultur» (70) gepflegt wurde, sich aber als Kontinuität bis in die Zeit der Herausbildung der «griechisch-römischen Kulturwelt» (86) erhielt. Die Konflikte zwischen römischer und griechischer Kultur werden auch nicht andeutungsweise thematisiert, für Dihle bildet sich vielmehr ein einheitliches «Bewusstsein, als Einwohner des Römerreiches Repräsentant der zivilisierten Menschheit und dadurch von den übrigen Menschen unterschieden zu sein». (107 f.) Mit der Durchsetzung des Christentums schliesslich habe der Gegensatz zwischen christlichen und nichtchristlichen Völkern die Unterscheidung von «zivilisierter Menschheit» und Barbaren abgelöst. Sein humanistisches Ideal der «Offenheit und Verständnisbereitschaft, mit der man der Barbarenwelt gegenübertrat», versucht der Autor aber dennoch zu retten mit der Feststellung, «dass eine philosophisch orientierte Bildung auch unter ungünstigen Zeitumständen den Forscher zu unvoreingenommener und von zeitgebundenen Emotionen freier Tätigkeit befähigt». (85)

Zu welch inadäquaten Einschätzungen die unreflektierte Übernahme von Begrifflichkeiten führt, zeigt sich insbesondere in Dihles Erörterungen antiker Ethnographie. Er beschreibt zwei der wichtigsten Bedingungen ethnographischen Schreibens in der griechisch-römischen Antike – den literarischen Anspruch an ethnographische Texte und die Dominanz der Tradition, der ein höherer Wahrheitsgehalt zukommt als der eigenen Beobachtung –, nur um gleich zu bedauern, dass dadurch «die Zuverlässigkeit und Objektivität der Darstellung» (71) erschwert würden. Dihles Untersuchung bleibt damit auf einer Oberfläche der Belanglosigkeit, welche sich die wirklich interessanten historischen Erkenntnisse verstellt: Die Einsicht in die Differenzen zwischen antiken und modernen Sicht- und Denkweisen im Be-greifen des Fremden.

Thomas Späth (Basel)

DANIELLE BUSCHINGER ET WOLFGANG SPIEWOK (ÉDS)
NOUVEAUX MONDES ET MONDES NOUVEAUX AU MOYEN AGE
ACTES DU COLLOQUE DU CENTRE D'ÉTUDES MÉDIÉVALES DE L'UNIVERSITÉ DE PICARDIE JULES VERNE, GREIFSWALD 1994, 186 P.

Qu'a recouvert le concept de «mondes nouveaux» au Moyen Age, de quelle manière ont-ils été appréhendés, compris et décrits? C'est à cet ensemble de questions que renvoie cet ouvrage, qui présente les actes d'un colloque tenu à Amiens en 1992, organisé à l'occasion de la célébration de la découverte du Nouveau Monde par Christophe Colomb.

Ce thème de la *novitas* géographique a été abordé par les participants à travers l'étude de trois types d'œuvres. Le premier regroupe les œuvres de type scientifique, à savoir la littérature encyclopédique et, dans une moindre mesure, historique. Michel Perrin s'est ainsi penché sur le *De universo* de Raban Maur (IXe s.), Bernard Ribemont s'est intéressé au rôle joué par les encyclopédies des XII/XIIIe siècles dans la perception des terres lointaines et Jeannine Quillet à celui de l'*Imago Mundi* (1410) de Pierre d'Ailly. La littérature historique a été abordée à travers les analyses d'Ingmarr ten Venne et de Marijke de Visser-Van Terwisga, consacrées respectivement au *Liber Chronicorum*, chronique universelle rédigée au XVe siècle par un bourgeois de Nuremberg, Hartmann Schedel, et à la réception de *L'histoire ancienne jusqu'à César*, œuvre en prose rédigée au début du XIIIe siècle.

La deuxième catégorie d'œuvres est constituée par la littérature de voyage (récits de pèlerinage et/ou d'exploration), sur laquelle se sont penchés Suzanne Martinet – réalité ou fiction de la navigation de St Brendan (VIe s.) –, Nicole Chareyron – perception de l'Ecosse dans la chronique d'un soldat liégeois, Jean le Bel (début XIVe) –, Wolfgang Spiewok, qui présente un panorama de ce type de littérature en Allemagne entre le XIIIe et le XVe siècle et Jean-Marc Pastre, qui s'est intéressé à un récit de pèlerinage de la fin du XVe siècle, thème qu'a également abordé Annie Faugère. Finalement, c'est la perception de l'Amérique nouvellement découverte qui est traitée dans l'article de Jean Lacroix, consacré au *Mundus Novus* d'Amerigo Vespucci.

A côté de la littérature scientifique et de voyage, d'autres participants se sont intéressés au rôle et à la perception des mondes nouveaux dans la littérature, que ce soit dans la littérature épique de la fin du Moyen Age – il s'agit notamment des contributions d'Anne Berthelot et de Monique Malfait-Dohet –, dans la littérature courtoise (Mieke de Winter-Hosman, Manfred Zips) et dans la littérature didactique (Danielle Buschinger). S'y ajoute encore la contribution d'André Crépin, consacrée aux *Canterbury Tales* de Chaucer.

Malgré la différence qui sépare ces genres littéraires, ces études mettent en évidence certaines constantes dans la perception des mondes nouveaux au Moyen Age, constantes qui renvoient au cadre mental et cognitif des hommes de cette époque. Comme le relève avec pertinence Bernard Ribemont, la vision qu'ont pu avoir les voyageurs médiévaux des mondes nouveaux n'était pas une vision vierge. Bien au contraire, elle était conditionnée par une image préétablie, un a priori hérité des *auctoritates*, soit de la tradition livresque dont se sont notamment fait écho les encyclopédistes. Selon cette tradition, le monde était formé par les terres proches, les terres connues, et les terres lointaines (et non pas «nouvelles», la nouveauté étant perçue comme

négative jusqu'à la fin du XIIIe s.), à savoir essentiellement l'Asie et l'Afrique, qui, si elles étaient inconnues, n'en ont pas moins été investies de tout un *inconscient géographique* (Ribemont, p. 120), reflétant à la fois les désirs des hommes du Moyen Age – terres de merveilles, où coulent le lait et le miel, terres d'origine du Paradis terrestre –, mais aussi leurs craintes, comme le montre par exemple la description de cet anti-monde qu'est la *Femmenie*, la terre des Amazones, qui donne à lire en filigrane ce que doit être la véritable société. Lieux symboliques par excellence, où s'exprime la volonté divine, les terres lointaines, l'Autre, sont perçus comme des lieux de connaissance, mais d'une connaissance qui doit avant tout permettre au voyageur – ou au lecteur – de se découvrir soi-même.

Cette perception du monde véhiculée par la littérature savante, qui a façonné les attentes des voyageurs du Moyen Age, explique ainsi certaines des caractéristiques que l'on trouve encore dans les récits de pèlerinage et d'exploration du XVe et du XVIème siècle présentés dans cette ouvrage (à cet égard, on peut regretter l'absence des récits des grands voyageurs du XIIIe siècle): ainsi chez Vespucci, la description des terres nouvelles comme étant un nouvel Eden, l'accumulation des *mirabilia,* mais aussi une perception essentiellement anecdotique de l'indigène, dont on souligne les caractéristiques curieuses, voire antinomiques, comme le cannibalisme. De même, Jean-Marc Pastre montre que pour le pèlerin de la fin du XVe siècle, ce qui prime avant tout est de reconnaître les lieux visités, présentés en référence constante à la tradition savante, et non pas de découvrir quelque chose de véritablement nouveau, l'inédit étant perçu soit de manière négative, soit littéralement indéfinissable.

Face au poids de cette tradition commencent toutefois à émerger des nouvelles formes de perceptions, qui traduisent un changement de mentalités. Volonté de rendre compte d'une expérience personnelle, que l'on voit notamment apparaître dans certains récits de voyages profanes en Allemagne au XVe siècle (voir à cet égard l'article de Spiewok), mise en exergue du primat de la pratique sur la théorie, comme chez Vespucci, développement d'un sens critique face à la tradition, comme dans le cas du pèlerin évoqué par Annie Faugère. Ce dernier, Arnold von Harff, qui vécut à la fin du XVe siècle, se caractérise par ailleurs par une perception de l'autre réellement nouvelle, en ce qu'il s'intéresse moins à rendre compte des merveilles que de restituer l'ensemble des caractéristiques d'une société prise dans sa globalité, en l'occurrence la société du Caire.

Malgré l'absence d'une synthèse, qui aurait permis de mieux cerner les enjeux évoqués cas par cas dans ces différentes études, et bien que l'on puisse déplorer le fait que les dites études aient été présentées sans souci chronologique ou thématique, cet ouvrage se révèle ainsi d'une lecture stimulante, en ce qu'il révèle de l'histoire des processus de connaissance au Moyen Age et à l'époque moderne.

Catherine Chène (Munich)

MICHAEL HARBSMEIER
WILDE VÖLKERKUNDE
ANDERE WELTEN IN DEUTSCHEN REISEBERICHTEN DER FRÜHEN NEUZEIT

CAMPUS, FRANKFURT 1994, 330 S., FR. 69.–

Reiseberichte sagen mehr über ihre Verfasser aus als über die Länder und Menschen, die sie beschreiben wollen. Diese

gängige Feststellung wendet Harbsmeier positiv, indem er seine Studie als eine «mentalitätsgeschichtliche Untersuchung» definiert, in deren Mittelpunkt das «mentale Werkzeug» der Reisenden stehen soll. Insofern handelt es sich um historische Anthropologie, zugleich um einen Beitrag zur Geschichte der Anthropologie – zu ihrer Vorgeschichte, der ‹wilden Völkerkunde›.

Die räumliche Mobilität des Reisenden konnte vermittelt über die Wirkung der Reiseberichte, den Erfolg bei Fürsten und höheren Ständen, für den Reisenden in soziale Mobilität münden. Zugleich brachte der Reisebericht über andere Welten seinen Autor unter doppelten Druck: Einerseits musste er behaupten, einen privilegierten Zugang zu anderen Welten zu haben, andererseits Distanz zu diesen halten, um die Zugehörigkeit zu seiner eigenen Welt zu wahren. Der Reisende und sein Bericht standen in dieser Spannung zwischen Übersetzung und Unübersetzbarkeit der anderen Welten, gleichsam zwischen den Welten. Zugleich seien Reisende und Leser jedoch Angehörige einer «Welt» oder «Kultur» im Sinne gemeinsamer Selbstverständlichkeiten und Nichthinterfragbarkeiten, die der Reisende in seiner Beschreibung anderer Welten zum Ausdruck bringe. Da Reiseberichte bis ins 18. Jahrhundert als mehr oder weniger verlässliche Informationsquellen galten, könne man sie als unfreiwillige Selbstdarstellungen der Verfasser und der zeitgenössischen Leser betrachten. Vorausgesetzt werde dabei ein gewisses Mass an Naivität beim Reisenden und seinem Publikum, für das die Glaubwürdigkeit des Berichts und nicht seine Funktion im Vordergrund gestanden habe. Es handle sich gewissermassen um eine «lesende teilnehmende Beobachtung». Damit würden jedoch die Reiseberichte zu «Rivalen der Anthropologie», Teil ihrer Vorgeschichte – Anthropologie schlage in Geschichte um, die Reiseberichte würden nicht mehr als mentalitätsgeschichtliche Zeugnisse über die eigene Kultur betrachtet, sondern als ethnographische Quellen. Der Konflikt zwischen einer historischen und einer anthropologischen Vorgehensweise sei unaufhebbar und nur im konkreten Forschungsgang vermittelnd zu lösen.

Nach einer kurzen Abgrenzung des Reiseberichts von anderen Textsorten versucht der Autor seinen Quellenbestand – mehr als 1100 deutsche Reiseberichte vom 16. bis zum 18. Jahrhundert – durch die Gliederung in vier grosse Abschnitte zu ordnen: Neue Welten, Gegenwelten, Aussenwelten, Binnenwelten. Damit wird zugleich eine realhistorische Dynamik eingeführt, die der Studie ihre Spannung und innere Einheit verleiht. Die im 16. Jahrhundert entdeckten «neuen Welten» wurden im Fortgang der europäischen Expansion zu «Aussenwelten». Morgenland und Orient verlören ihren bedrohlichen Charakter als «Gegenwelten» und würden zu «Allegorien europäischer Zustände». Das Ende der «Aussenwelten» schliesslich führe zur Entdeckung «europäischer Binnenwelten». Der eingangs skizzierte Zusammenhang zwischen räumlicher und sozialer Mobilität untergrabe die ständische Qualität des Reisens, es komme zu einer Verbürgerlichung des Reiseverhaltens und zur Vereinheitlichung des Raumes und der Raumerfahrung. Innerhalb dieses bekannten Verlaufsschemas werden nun «deutsche Reiseberichte» als Zeugnisse des allgemeinen Mentalitätswandels untersucht. Die Eingrenzung auf *deutsche* Reiseberichte führt, wie Harbsmeier selbst sagt, zur Untersuchung eines «Sonderfalls». Die Konzentration der Analyse auf besonders ausführliche und aufschlussreiche Reiseberichte (Staden, Schweigger, Dernschwam, Rauwolff usw.) ohne eine zumindest grobe Präsentation des gesam-

ten Quellenkorpus macht es unmöglich, die ausgewählten Berichte in der Tradition zu situieren.

Da die ‹deutsche› Beteiligung bei der sogenannten Entdeckung und bei der Eroberung der «neuen Welten» nicht sehr bedeutend war, beziehen sich die Beispiele in diesem Abschnitt zumeist auf Reisende in Diensten der Welser oder Fugger. An den deutschen Leser gerichtet, stehen in ihnen nicht politische, ökonomische oder militär-strategische Erwägungen im Vordergrund, sondern moralisch-religiöse Aspekte. Der bekannteste Reisebericht als «Gebets- und Dankesakt» ist der Hans Stadens, der mehrere Jahre als Gefangener bei «Kannibalen» lebte und die Begegnung zwischen den «Wilden» und den spanischen Eroberern aus der Perspektive des «Entdeckten» schildert. Harbsmeier zeigt hier überzeugend die Darstellungsstrategie Stadens – als dankbares Opfer, das durch Gottes Barmherzigkeit gerettet wurde, und zugleich als distanzierter Beobachter – und die erfolgreiche «Doppelautorschaft» des Soldaten Staden und des Professors Dryander. Leider nur beiläufig behandelt wird die zentrale Rolle von Dolmetschern, Informanten und Vermittlern (hier unter den «Wilden» wohnhafte Christen); Todorov und Greenblatt werden in diesem Zusammenhang nicht diskutiert.

Den als feindlich angesehenen «Gegenwelten» gilt der zweite Abschnitt der Studie, die sich hier vor allem auf zwei Gruppen von Reiseberichten stützt, auf Gesandtschaftsberichte und Gefangenschaftsberichte. Das Osmanische Reich erscheint den deutschen Reisenden als militärische Bedrohung und als das despotische Regime schlechthin, in verallgemeinerter Form bei dem protestantischen Gesandtschaftsprediger Salomon Schweigger als die «Peitsche Gottes». Das strategische Konzept des Kampfes gegen die «Türkengefahr» scheint in den Berichten durch (z. B. bei Hans Dernschwam): nur Reformation und Wiedervereinigung mit der griechischen Kirche garantieren den erfolgreichen Kampf gegen die Türken. Aus der Quellenauswahl ergibt sich eine spezifisch protestantische und ‹militärische› Perspektive, die sich zudem weniger mentalitätsgeschichtlich als vielmehr aus dem konkreten religionspolitischen Kontext erklären lässt. Die Berichte des Botanikers Rauwolff oder des Kaufmanns Hans Ulrich Krafft schenken, wie Harbsmeier feststellt, dem konfessionellen Kontext weniger Beachtung und sind offener. Und in den zeitgenössischen französischen Reiseberichten, auf die Harbsmeier vergleichend verweist, ist die türkische Bedrohung wesentlich weniger präsent. Die doppelte Einengung auf deutsche Reiseberichte und protestantische Autoren, die in einem spezifischen historischen Kontext stehen, führt zur Ausblendung der «Türkenhoffnung» und der zeitgenössischen Vorstellung von der «türkischen Libertät», zur Vernachlässigung der komplexen Formen des feindseligen Zusammenlebens im Mittelmeerraum, in Konstantinopel, der Levante und insbesondere im Maghreb, wo viele Menschen «zwischen den Welten» wechselten – ein Thema, das in spanischen oder französischen Texten der Zeit omnipräsent ist (das zeigt schon ein Blick auf die bibliographischen Arbeiten Guy Turbet-Delofs, die im Literaturverzeichnis fehlen).

Der beeindruckendste Teil in Harbsmeiers Studie ist die Darstellung der «ostindischen» Tradition von Reiseberichten des 17. Jahrhunderts: Autoren zumeist niederen Standes, die bei der Holländischen Ostindischen Kompanie angeheuert waren, berichten über ihre Erfahrungen in den «Aussenwelten» der sich bildenden Kolonialreiche. Überzeugend ist hier der quellennahe Ansatz, statt

vorschnell von «ethnohistorischen Texten» oder einem «kolonialen Diskurs» zu sprechen, Berichte über bestimmte Gegenden (das multireligiöse und multikulturelle Batavia) oder Menschengruppen (die «Hottentotten») zusammenzustellen und auf Wiederholungen zu achten, die Regeln oder Zwänge sichtbar machen. Im Anschluss an die Berichte über die «Hottentotten» als «Grenzfiguren» zwischen Mensch und Tier, die auf Abscheu erregende Bräuche, körperliche Verstümmelungen und die Sexualorgane fixiert sind, wird in einer pointierten Umkehrung das Problem der Übersetzbarkeit/Unübersetzbarkeit wiederaufgenommen. Wie verhalten sich die anderen Welten ihrerseits zu anderen Welten? Im Unterschied zu den Berichten über «Gegenwelten» schweigen sich, so Harbsmeier, jene über «Aussenwelten» über diese Frage aus (das Schweigen darüber ist gleichsam das eigentümliche Merkmal der Wahrnehmung als «Aussenwelten»). Die Frage wird von den Reisenden selten gestellt, geschweige denn beantwortet. Sehr beredt werden sie dagegen, wenn es um die Teufelsanbetung und den Totenkult in diesen Welten geht. Hinter den Schilderungen des Teufelskults stehe die Auffassung der Reisenden, die Bilder und Vorstellungen vom Teufel und bösen Geistern hätten einen gemeinsamen Ursprung, es gebe mithin eine allen gemeinsame andere, jenseitige Wirklichkeit. Nur deshalb, in der Rolle von «Teufelsbeschwörern», hätten die Reisenden so viele Welten als andere erfahren und beschreiben können. In der Darstellung der Bestattungsbräuche mit lautstarken Totenklagen und Grabbeigaben schlägt dagegen wieder die christliche Auffassung durch, die allein den Tod respektiere und überwindlich mache.

Der Abschnitt über die «Binnenwelten» ist mehr ein Nachschlag auf der Grundlage der Literatur, der die skizzierte historische Dynamik abrunden und die These entfalten soll, das Ende der «Aussenwelten» habe zur Entdeckung «europäischer Binnenwelten» geführt. Einzuwenden wäre hier, dass die Beschränkung auf Apodemiken (mehrheitlich für norddeutsche Protestanten, die das katholische Südeuropa bereisen wollen), Reiseberichte, Landesbeschreibungen usw. die historische Perspektive verschiebt. Schliesslich gehören Visitationen und «innere Missionen» ebenso zur Entdeckung europäischer Binnenwelten. Der «allgemeine Mentalitätswandel» schliesslich, der in der Entdeckung der «Binnenwelten» und der «Verbürgerlichung des Reiseverhaltens» zum Ausdruck kommen soll, unterschlägt die Heterogenität der «Reisen» und «Reisenden», ihrer Herkunft, Motive und Zwecke.

Harbsmeiers Studie ist quellennah und methodisch wachsam, sie bietet reiche und überraschende Einblicke. Die thematische Eingrenzung führt allerdings dazu, dass spannende Fragen nur angerissen, besondere Stränge (etwa Berichte reisender Kaufleute) nicht verfolgt werden. Ein stärkerer Vergleich mit anderen europäischen Traditionen hätte den deutschen «Sonderfall» mit seinen Eigentümlichkeiten und blinden Stellen noch deutlicher hervortreten lassen. Insgesamt jedoch ist Harbsmeiers Arbeit eine beeindruckende Studie, bei der kleinere Fehler kaum ins Gewicht fallen. Zum stolzen Preis einer Werbefahrt an die Costa Brava kann man mit Harbsmeier eine «Reise im Salon» unternehmen und dabei etwas über vergangene Blicke auf andere Welten erfahren, nebenbei auch, von Carsten Smedeken, die Preise für deutsches Bier im Hormuz des 16. Jahrhundert.

Wolfgang Kaiser
(Marseille und Haltingen)

CHRIS VON GAGERN
REISEN IN DIE KARIBIK
WIE SICH KONTAKT MIT ANDERER KULTUR IN REISEBESCHREIBUNGEN DARSTELLT

PETER LANG, FRANKFURT 1994, 420 S., FR. 87.–

«Das Fremde als Freiraum für die Europäer», dieses Motto zieht sich durch Chris von Gagerns Dissertation über die Analyse der Reisebeschreibungen, die von Reisenden mit dem Ziel Karibik verfasst wurden. Der Studie liegen 100 Texte zugrunde, die im Zeitraum der vergangenen fünf Jahrhunderte entstanden sind. Ältestes Dokument ist das Bordtagebuch von Kolumbus, der als Entdecker in spanischen Diensten 1492 in der Karibik landete, jüngstes eine Veröffentlichung von Reiseimpressionen des Häftlings Peter Zingler, der sich auf der Flucht vor der deutschen Strafverfolgung 1981 nach Jamaica absetzte.

In seiner Einleitung nimmt der Autor die Quintessenz der Analyse vorweg, die im Verlauf der Untersuchung der verschiedenen Texte herausgearbeitet wird: «Die Autoren [der Texte] machen es sich […] überraschend einfach mit dem Verständnis des Anderen. Zwar deklarieren sie in Verbindung mit ihren Vorhaben die lautersten Motive: unvoreingenommene Wissbegier, Dienst am Gemeinwohl und an der Menschheit, Austausch und Verständigung der Völker, Erweiterung des geistigen Horizonts, idealistische Weltverbesserung und Selbstvervollkommnung. […] Aber der Inhalt weicht entscheidend von ihren Deklarationen ab. Sie beschränken sich auf eine abwehrende Haltung.» Aufgrund der Textanalyse verfolgt Chris von Gagern diese Konstante über die Jahrunderte hinweg. Wie im Untertitel seines Buches angekündigt, geht der Autor der Darstellung der anderen Kultur in Reisebeschreibungen nach und kommt zum ernüchternden Schluss, dass eigentlich von den andern nichts beziehungsweise wenig verstanden wird: «Das vermittelte Bild der Karibik, insbesondere als andere Kultur, bleibt, trotz aller Beschreibungswut, schemenhaft. Der Blick für das Andere ist deutlich getrübt, die Beschreibung wird heimischen Erwartungen gerechter als fremden Verhältnissen. Subjektive Verzerrungen werden nicht nur als unvermeidlich in Kauf genommen, sondern der Beschreibungsgegenstand für eigene Zwecke ausgeschlachtet und zurechtgebogen. Die Karibik erscheint vor allem als tropisches Naturparadies mit einzelnen kulturell exotischen oder pittoresken Zügen, in dem es nach wie vor etwas zu entdecken gibt. Ihr jungfräulicher Urzustand erneuert sich gleichsam im Lauf der Beschreibungstätigkeit periodisch und lädt stets aufs neue zur Bemächtigung ein, ob auf politische, religiöse, wirtschaftliche, wissenschaftliche oder touristische Art. Das Klischee von der paradiesischen, abenteuerlichen, aber kulturell degenerierten Inselwelt wird dabei vielstimmig bestätigt und stereotyp festgeschrieben, die internen Verhältnisse ebenso kritisch beurteilt wie grob simplifiziert.»

Leider unterliegt die Analyse Chris von Gagerns selbst groben Simplifizierungen. Das interessante Datenmaterial wird in einer Weise dargestellt und interpretiert, welche eine ethnologisch und sozialhistorisch geschulte Kritikerin nur kopfschütteln macht und sich wundern lässt. Chris von Gagern teilt die über fünf Jahrhunderte hinweg entstandenen Reisebeschreibungen nach der ursprünglichen Motivation ihrer Autorinnen und Autoren, eine Reise in die Karibik anzutreten, ein. Dieser ungewöhnlichen Kategorisierung ist zunächst nichts entgegenzusetzen. Im Gegenteil, es ist durchaus legitim und sogar spannend, Reisen unter dem Aspekt einer bestimmten Motivation zu betrachten. Obwohl Chris von Gagern deutlich

macht, dass verschiedene Beweggründe für eine Reise gleichzeitig ausgemacht werden können beziehungsweise diese sich überschneiden und deshalb oft nicht einfach einzuteilen sind, entscheidet sich der Autor für eine Unterscheidung in «Reisen zur Erweiterung der Einflusssphäre», «Reisen zur Erfüllung von Missionen», «Reisen zur Erweiterung des geistigen Horizonts», «Reisen zur Selbstverwirklichung», «Reisen unter dem Druck der Umstände», «Reisen zur Inspektion», «Reisen zur Pflege von Bekanntschaften» und «Reisen zum Vergnügen». Als Kontrapunkt zu diesen Reisen wird ein Ausblick auf «Experimentierfreudigere Reisende» gemacht.

Bei der Durchsicht der einzelnen Kapitel jedoch beschleicht eine/n Unbehagen, und mit fortschreitender Lektüre stellt sich regelrechtes Befremden ein. Was haben Bartolomé de las Casas, Goupy des Marets, Francisco González Diaz und François-Jean Daehn miteinander zu tun, ausser dass alle Dienstreisende sind? Bartolomé de las Casas reiste 1502 mit den Eroberern nach Hispaniola und wurde dort 1512 Missionar. Goupy des Marets fuhr 1675 als Beauftragter eines Plantagenbesitzers und Funktionär der französischen Westindien-Kompanie nach Guayana. Francisco González Diaz unternahm 1913 im Auftrag der kanarischen Kulturvereinigung eine Vortragsreise durch das unabhängige Kuba. Und François-Jean Daehn erkundete 1980 als Beauftragter eines Reiseunternehmens die Antillen. Die Aussagen aus den 20 Reisebeschreibungen unter dem Kapitel «Reisen zur Erfüllung einer Mission» werden von 1502 bis 1980 frei über die Jahrhunderte hinweg miteinander verglichen, nicht oder knapp andeutungsweise in ihren historischen Kontext gestellt, und über deren Autoren erfährt man bestenfalls, welcher Nationalität sie sind beziehungsweise dass einer aristokratischer Herkunft war. Der sehr unübersichtlich gestaltete Text bietet ausserdem der Leserin oder dem Leser keine Hilfen, sich im Gewirr der Namen zurechtzufinden. Es muss immer wieder mühsam in der Bibliographie sowie im chronologischen Register nachgeschlagen werden, wann der Betreffende seine Reise unternommen hatte beziehungsweise ob Näheres über ihn in Erfahrung zu bringen ist. Die Personen bleiben seltsam anynom, obwohl sie an verschiedensten Stellen immer wieder zitiert werden. Dies fällt insbesondere auch im Kapitel über «Reisen zur Selbstverwirklichung» auf, in dem Texte von 1541 bis 1981 miteinander verglichen werden. Keine/r der Reisenden werden der Leserin, dem Leser nähergebracht, ganz abgesehen einmal davon, dass es höchst problematisch ist, eine Reise aus dem Jahr 1541 in Zusammenhang mit dem Begriff der Selbstverwirklichung zu stellen. Ebenfalls nicht einsichtig sind die Vergleiche, die unter dem Aspekt der mit reichlich euphemistischer Wortwahl bezeichneten «Reisen unter dem Druck der Umstände» angestellt werden. Geradezu zynisch mutet der Vergleich des Berichts des ehemaligen Sklaven Olaudah Equiano von 1789 mit den Reisebeschreibungen des obenerwähnten Peter Zingler an, der 1981 (aus welchen Gründen wird nicht klar) der deutschen Strafverfolgung entflieht.

Leider könnten hier noch weitere Beispiele angeführt werden. Schade, dass sich der Autor nicht die Mühe nahm, die historischen und sozialen Kontexte der Reisenden sowie der Gesellschaft, die sie antrafen, genauer zu durchleuchten. Auch innerhalb der Kategorisierung von Reisen nach Beweggründen wäre dies möglich gewesen. Das Resultat hätte nicht nur ein Beitrag etwa zur Geschichte von Inspektions- oder anderen Reisen, sondern gleichzeitig ein über verschiedene Zeitepochen hinweg differenziertes Bild

von den unterschiedlichsten Beziehungsformen zwischen Europa und der Karibik sein können.

Ich möchte Herrn von Gagern deshalb die Lektüre einer gelungenen Analyse von Reise- und Forschungsberichten empfehlen. Zwar war der Anthropologe James A. Boon (*The Anthropological Romance of Bali 1597–1972. Dynamic Perspectives in Marriage & Caste, Politics & Religion*, Cambridge 1977) nicht darauf aus, den Kulturkontakt zwischen Eroberern, Kolonialherren, Missionaren, Inspektoren und Forschern und der einheimischen Bevölkerung zu charakterisieren. Ihm war daran gelegen, den Diskurs beziehungsweise die Diskurse über Bali – im übrigen wie die Karibik seit jeher ein beliebtes Reiseziel – anhand von Reiseberichterstattern und ethnologischen Forschern herauszukristallisieren. Boon hat es verstanden, die Sichtweisen, die in Beschreibungen über Bali zum Vorschein kommen, in den Kontext der verschiedenen Interessen, die sich im Verlauf der Jahrhunderte manifestierten, zu stellen. Dabei erfährt die Leserin, der Leser sowohl etwas darüber, wie die Gesellschaft konzeptualisiert wurde wie auch wer aus welchen Gründen welches Interesse hatte, die balinesische Gesellschaft auf eine bestimmte Art darzustellen.

Es hätte auch einem Literaturwissenschaftler nicht geschadet, etwas über die Grenzen der eigenen Wissenschaft hinauszublicken und andere Sichtweisen in die eigene einfliessen zu lassen. Offenbar besteht auch zwischen den universitären Disziplinen nach wie vor eine Abneigung zu «Kulturkontakt».

Simone Prodolliet (Bern)

VÖLKERSCHAU: EXOTIK VOR DER HAUSTÜR

HILKE THODE-ARORA
FÜR FÜNFZIG PFENNIG UM DIE WELT
DIE HAGENBECKSCHEN VÖLKERSCHAUEN
CAMPUS, FRANKFURT 1989, 204 S., 21 ABB., FR. 34.–

BALTHASAR STAEHELIN
VÖLKERSCHAUEN IM ZOOLOGISCHEN GARTEN BASEL, 1879–1935
BASLER AFRIKA BIBLIOGRAPHIEN 11, BASEL 1993, 181 S., 13 ABB., FR. 38.–

REA BRÄNDLE
WILDFREMD, HAUTNAH
VÖLKERSCHAUEN UND SCHAUPLÄTZE. ZÜRICH 1880–1960. BILDER UND GESCHICHTEN
ROTPUNKTVERLAG, ZÜRICH 1995, 176 S., ZAHLREICHE ABB., FR. 29.–

Die Gesellschaft der *Belle Epoque* zeichnete sich nicht nur durch ein exzessives Interesse für Raritäten, Kuriositäten und Exotisches aller Art aus, sondern befriedigte ihre neuen Sehbedürfnisse auch in eigenen Einrichtungen. Nicht von ungefähr war das halbe Jahrhundert zwischen 1870 und 1920 ein goldenes Zeitalter von Panoptikum, Panorama, Menagerie, Variété und des Kinematographen. Zur gleichen Zeit, als sich in den USA die «Wildwest-Shows» mit ihren nachgestellten Indianerszenen einer immer grösseren Beliebtheit erfreuten, entwickelten sich auf dem alten Kontinent die Völkerschauen zu Publikumsmagneten der jungen Vergnügungsindustrie. Im Europa des «imperialen Zeitalters» (Eric J. Hobsbawm) wurden Schwarze aus Afrika, Maghrebiner und Singhalesen, aber auch Siamesen, Eskimos, Indianer und Kalmücken als «exotische Kuriosa» zur Schau gestellt. Als die europäischen Mächte in den 1880er Jahren zu ihrem Wettlauf um die letzten noch nicht kolo-

nisierten Gebiete des Erdballs ansetzten, stellten diese Schauen allerdings schon kein völlig neuartiges Phänomen mehr dar. Denn seit der Entdeckung Amerikas durch Christoph Kolumbus hatte es zur Tradition des europäischen Kolonialismus gehört, kleinere Gruppen indigener Völker als lebende Trophäen nach Europa zu schaffen und diese an Fürstenhöfen, auf Jahrmärkten und in wissenschaftlichen Seancen einem staunenden Publikum vorzuführen. Und schon im frühen 19. Jahrhundert hatte sich daraus ein lukrativer Geschäftszweig entwickelt: so auch in Basel, wo bereits 1837 eine brasilianische Indianerin im Rahmen einer «Sammlung seltener Thiere» zu besichtigen war.

Die modernen Völkerschauen, für die nun im Gegensatz zu den früheren Formen grössere Ensembles von bis zu 50 Mitgliedern unter Vertrag genommen wurden, fanden als zusätzliche Attraktionen in Panoptika und Variétés, häufig aber auch in Menagerien und Zirkussen statt. Sie waren in Form von revueartigen Szenenfolgen arrangiert, die Bilder ‹primitiven› Alltagslebens, Tierjagden, Tänze, Rituale und kriegerische Handlungen zeigten. Nicht selten ging die Zurschaustellung fremder Menschen mit der Vorführung exotischer Tiere einher. Gratis waren diese zirkusähnlichen Spektakel nicht, aber doch für jedermann erschwinglich. Schon diese äusseren Formen deuten darauf hin, dass es den Ausrichtern und dem Publikum nicht um ein wirkliches Interesse an den ‹Sitten und Gebräuchen› indigener Völker ging. Die zur Schau gestellten Menschen dienten der ‹zivilisierten Welt› vor allem als exotische Schauobjekte und damit immer auch als gefügige Projektionsflächen für vorgefasste Meinungen, erotische Sehnsüchte und Überlegenheitsgefühle aller Art. Zu dieser zeittypischen Form des Kulturkontaktes, die der Schriftsteller Hans Henny Jahnn einmal als «entwürdigende Gefangenschaft» anklagte, liegen seit geraumer Zeit drei Untersuchungen vor.

Bereits 1989 legte die Ethnologin Hilke Thode-Arora eine leicht lesbare und übersichtlich aufgebaute Studie über die berühmte Hamburger Tierhandelsfirma Hagenbeck vor, die zwischen 1880 und 1935 über zwei Generationen hinweg eine der führenden Veranstalterinnen von Völkerschauen war. Ausgehend vom Hagenbeckschen Firmenarchiv und dem Nachlass des Impresarios Johan Adrian Jacobsen (1853–1947) zeichnet die auf Deutschland konzentrierte Darstellung detailreich, aber ohne explizite Fragestellung Planung, Vorbeitung und Durchführung der Hagenbeckschen Völkerschauen nach. Am Anfang dieses Geschäftszweiges stand eine wirtschaftliche Diversifizierungsstrategie. Als der Tierhandel in den 1870er Jahren einen krisenhaften Einbruch erlitt, verlegte Carl Hagenbeck (1844–1913) die Tätigkeit seines Unternehmens mit einigem Erfolg auf die Organisation von «anthropologisch-zoologischen Ausstellungen». Im wohl besten Kapitel des Buches wird an zwei Beispielen die mit unzähligen Schwierigkeiten verbundene Verpflichtung einer Eskimo-Familie (1877) und die kostspielige Anwerbung einer vierzigköpfigen Truppe von Sioux-Indianern in der «Pine Ridge Reservation» (1910) geschildert, die sich nach fast dreissigjähriger Erfahrung mit weissen Impresarios ihres Marktwertes durchaus bewusst waren. Die beträchtlichen Vorleistungen stellten die Schauen unter ein eisernes ökonomisches Erfolgsdiktat.

Den Erfolg der Hagenbeckschen Völkerschauen führt Thode-Arora darauf zurück, dass diese ziemlich genau den Publikumsgeschmack trafen, der nach wenig akkulturierten ‹Urvölkern› mit physischen Besonderheiten und immer

neuen Szenen ‹primitiven› Dorflebens verlangte. Obwohl diese bis fast ins letzte Detail choreographiert waren und es darin immer auch um die Befriedigung voyeuristischer Bedürfnisse ging, sieht die Autorin die Völkerschauen weithin unproblematisch. Die Firma Hagenbeck habe den Truppen den Aufenthalt in Europa «so angenehm wie möglich gestaltet» und sich immer auch um ein «getreues Bild der darzustellenden Kultur» bemüht, so dass dem europäischen Publikum die «Illusion einer Reise in das entsprechende Gebiet» immer perfekter vermittelt worden sei. Diese Ansicht nimmt sich geradezu zynisch aus, wenn man sich vor Augen führt, dass auf den Tourneen fremde Menschen zu Tode kamen und sich in den Universitätsstädten oft Wissenschaftler durch intime Untersuchungen und anthropometrische Messungen an ihnen vergriffen. Von der in Zürich gastierenden Feuerländer-Truppe (1882) starben nicht weniger als fünf der elf Mitglieder an Erkältungen. Eine der Feuerländerinnen musste noch in Deutschland eine Untersuchung im Genitalbereich über sich ergehen lassen, die der berühmte Mediziner Rudolf Virchow vornahm, um danach in Vorträgen zu berichten, dass deren Klitoris «nicht affenartig gross» ausgebildet sei.

Um einiges kritischer und problemorientierter nähert sich dem Thema das Buch von Balz Staehelin, das auf einer an der Universität Basel entstandenen Lizentiatsarbeit basiert. Ausgehend von den 21 Völkerschauen, die zwischen 1879 und 1935 im Zoologischen Garten stattfanden, zeichnet der Autor am Basler Fallbeispiel nach, wie die Schauen organisiert wurden, unter was für Formen sie sich abspielten und wie Publikum und Öffentlichkeit darauf reagierten. Anders als man vermuten würde, waren Völkerschauen nicht nur in kolonialen Gesellschaften, sondern auch in Ländern ohne überseeische Besitzungen ein populäres Massenvergnügen. Selbst in einer mittelgrossen Stadt wie Basel strömten Zehntausende in diese ‹Ethno-Shows›. Während der zwölf Tage dauernden «Singhalesen-Schau» des Jahres 1885 drängten nicht weniger als 50'000 Neugierige in den Zoologischen Garten, was der Hälfte des jährlichen Besucherstroms entsprach. Die Völkerschauen hatten auch in Basel nichts mit der Dokumentation ethnologischer Authenzität zu tun. Es handelte sich dabei durchwegs um inszenierte Shows, die einzig und allein auf die Erwartungen des Publikums hin arrangiert waren. Dieses verlangte nach «wilden, fremden Schauspielen», in denen es seine Vorlieben für «barbarische Wilde» und die letzten Repräsentanten untergehender Kulturen auslebte, um diese dann im gleichen Atemzug als «unzivilisiert» und «primitiv» verächtlich zu machen. Auch für die deutsche Kolonialausstellung des Jahres 1896 ist dokumentiert, dass christliche Herero-Krieger gegen ihren Willen dazu angehalten wurden, «allerlei heidnische Dinge» aufzuführen, weil dies der europäischen Sicht von ‹Schwarz-Afrika› besser entsprach.

Obwohl Staehelin den Begriff nicht selbst verwendet, stehen seine sensiblen Analysen unter der plausiblen Annahme, dass die zurschaugestellten Menschen als totale Objekte behandelt wurden: gekaufte Dekorationen für nachgebaute «Negerdörfer», lebende Sehenswürdigkeiten und anthropometrische Testpersonen, deren Würde nicht einmal im Tod respektiert wurde. Trotz ihres problematischen Charakters erwuchs den Völkerschauen auch in der linken Hochburg Basel keine grössere Opposition. Die Berichte im «Vorwärts» unterschieden sich hinsichtlich der Werthaltung kaum von jenen in den «Basler Nachrichten». Dass der Autor den riesigen Publikumzuspruch nicht einfach unhinterfragt stehenlässt, trägt

entscheidend zum tieferen Verständnis des Phänomens bei. Die Völkerschauen bestätigten nicht nur eurozentrische Vorurteile, sondern waren immer auch als Propaganda für die vermeintliche zivilisatorische Überlegenheit Europas wirksam. Ausserdem hätten die erotischen Sehnsüchte des Publikums massgeblich zum Erfolg der Schauen beigetragen. Denn auch in den Basler Veranstaltungen war zu sehen, was in der prüden Gesellschaft des ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhunderts sonst bedeckt sein musste: nackte Beine, Oberkörper und Brüste.

Einen interessanten Erklärungsansatz für die Beliebtheit dieses populären Massenvergnügens legt die Journalistin Rea Brändle in ihrer historischen Dokumentation über die 60 Zürcher Völkerschauen zwischen 1872 und 1960 nahe. Rea Brändles dicht recherchierte, aber zuweilen etwas anekdotisch geratene Reportagen bringen die Völkerschauen implizit mit einer gefrässigen Sehlust in Zusammenhang, die sich das rasch expandierende Unterhaltungsgewerbe in Zürich gewinnbringend zu Nutzen machte. Besonders aussagekräftig ist in dieser Beziehung das Kapitel über das Ende 1899 eröffnete Zürcher Panoptikum, das nicht nur einen künstlichen Urwald, optische Täuschungen und ein Wachsfigurenkabinett, sondern auch eine Raritätensammlung mit anatomischen Präparaten, eine Verbrechergalerie, ein Gruselkabinett, eine Folterkammer und eine Automatenhalle beherbergte, in der dem Publikum Röntgenapparate, Phonographen, Konzertmaschinen und Kinematographen vorgeführt wurden. Bezeichnenderweise machten zwischen 1899 und 1904 im Theatersaal des Panoptikums auch leicht bekleidete Völkerschau-Truppen Sensation. Und es folgt eben dieser Logik, dass die Völkerschauen seit den 1930er Jahren immer stärker vom Genre des Expeditionsfilms konkurrenziert und schliesslich verdrängt wurden. Allerdings wurde die Gier nach Exotik und Erotik seither keineswegs überwunden; sie suchte sich lediglich neue Formen. Das Samba-Festival im Zürcher Hardturmstadium vom 8. August 1987 ist nur ein Beispiel dafür.

Aram Mattioli (Basel)

CLAUDIA ROTH
UND SIE SIND STOLZ
ZUR ÖKONOMIE DER LIEBE. DIE GESCHLECHTERTRENNUNG BEI DEN ZARA IN BOBO-DIOULASSO, BURKINA FASO

BRANDES & APSEL, FRANKFURT A. M. 1994, 220 S., MIT ZEICHNUNGEN VON MANÙ HOPHAN, FR. 39.20

Die Frauenbewegung hat zwei sich ergänzende Bilder der Afrikanerin geschaffen. Auf der Suche nach der eigenen Geschichte hoffen engagierte Frauen des ‹aufgeklärten› Westens einerseits, bei den ‹primitiven› Gesellschaften Afrikas das zu finden, was bei uns längst verloren ist: Überreste matriarchaler Kulturen, alltägliche Solidarität unter den Frauen, selbständige Frauenkultur, Ganzheitlichkeit und Spiritualität. Andererseits dominiert in vielen Studien das Bild der ‹rückständigen›, unterdrückten, den patriarchalen Verhältnissen vollkommen ausgelieferten Afrikanerin. Auch in der Entwicklungspolitik lassen sich ähnliche Stereotypen ausmachen. Lange Zeit galten die Frauen Afrikas als Mängelwesen, denen es an allem fehlt, um von den Segnungen der Modernität profitieren zu können: Ausbildung, formale Rechte, Zugang zu Technologie und Kredit. Durch zahlreiche Förderprogramme sollten die bis anhin vernachlässigten Frauen in die sogenannte Mainstream-Entwicklung integriert werden. Inzwischen werden jedoch die Frauen generell – und insbesondere die Frauen Afrikas – zu Hoffnungsträgerin-

nen hochstilisiert. Nach den weitgehend unbestrittenen Misserfolgen von drei Jahrzehnten Entwicklungszusammenarbeit setzt man heute auf die Frauen.

Die Zürcher Ethnologin Claudia Roth hinterfragt in ihrer Dissertation über die Geschlechtertrennung bei den Zara in Bobo-Dioulasso, Burkina Faso,diese weit verbreiteten Stilisierungen. Es gelingt ihr, ein differenzierteres Bild vom Alltag, den Problemen, Auseinandersetzungen, Strategien und Wünschen westafrikanischer Frauen zu zeichnen. Indem Claudia Roth die Diskrepanz zwischen ihren eigenen Vorstellungen, die sie sich von der Afrikanerin gemacht hat, und der bei ihrem ersten Westafrikaaufenthalt vorgefundenen Realität zum vorrangigen Untersuchungsthema macht, setzt sie sich zwangsläufig auch mit ihrer Wahrnehmung als Forscherin kritisch auseinander. «Das in Europa verbreitete Bild der unterdrückten Afrikanerin war nicht mit der Erscheinung und dem Verhalten der Frauen in Übereinstimmung zu bringen», schreibt Roth und fährt fort: «Damit geriet auch das Bild der Europäerin, die sich Freiheiten erkämpft hat, ins Wanken.» Sie ist sich ihrer eigenen Subjektivität bewusst und macht sie im Sinne des Ethnopsychoanalytikers Mario Erdheim, der das Verstehen des Fremden als eine Pendelbewegung zwischen der eigenen und der fremden Kultur beschrieb, für den Forschungsprozess fruchtbar.

Während drei Jahren lebte die Zürcher Ethnologin immer wieder, insgesamt 14 Monate, im Hof einer Grossfamilie in der zweitgrössten Stadt Burkina Fasos. Sie hatte und nahm sich Zeit, Beziehungen entstehen zu lassen, den richtigen Zeitpunkt für ihre Fragen abzuwarten. Bereits bei ihrem ersten Aufenthalt wurde sie über verwandtschaftliche Rollen – als Tochter, als Enkelin und als grosse Schwester – in die Hofgemeinschaft integriert, ohne jedoch je ihre Rolle als fremde weisse Frau zu verlieren. Von den HofbewohnerInnen je nachden eher mit männlichen oder weiblichen Zuschreibungen versehen, war sie immer Familienmitglied und Fremde zugleich. Diese unterschiedlichen Rollenzuschreibungen ermöglichten ihr den Zugang zur Frauen- und Männerwelt und damit auch die Erfahrung verschiedener Realitäten, die sie in ihrem Forschungsbericht eindrücklich schildert.

Claudia Roth sucht nach einer Erklärung für das – von ihr so gesetzte – Paradox, dass die Frauen in der patriarchal organisierten westafrikanischen Gesellschaft der Zara unterdrückt und gleichzeitig «stolz» sind. Aufgrund ihrer Forschung kommt sie zum Schluss, dass die strikte Trennung zwischen Frauen- und Männerwelten durch geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und getrennte soziale und kulturelle Bereiche eine zentrale Rolle spielen. Sie relativiert und widerlegt zumindest teilweise die verbreitete Annahme, dass geschlechtsspezifisch getrennte Welten zwingend auch den Ausschluss von Frauen aus gesellschaftlichen Machtbereichen bedeuten müssen. Innerhalb hierarchisch organisierter Gesellschaften gibt es egalitäre Subsysteme. Die Geschlechtertrennung, so ihre These, ist eine strukturell gegebene Form der Machtbegrenzung. Zum einen verfügen die Frauen bei den Zara über eigene Bereiche, u. a. haben sie Zugang zu den traditionellen Besitzes- und Eigentumsformen, also eine gewisse Autonomie gegenüber den Männern, und zum anderen tauschen Männer und Frauen Güter und Dienstleistungen untereinander; es gibt also eine materielle Interdependenz zwischen den beiden Geschlechtern; die Claudia Roth als «Ökonomie der Liebe» bezeichnet.

Die Institution der Geschlechtertrennung prägt das Verhältnis zwischen den Geschlechtern entscheidend und ist

immer aufs engste mit den ökonomischen Grundlagen und den gesellschaftlichen Machtverhältnissen verbunden. Mit der Einführung der Geldwirtschaft und dem Leben in der Stadt haben sich diese Machtverhältnisse generell und mit ihnen auch die gesellschaftliche Stellung der Geschlechter gewandelt. Claudia Roth zeigt diese Veränderungen auf und hat so, sozusagen nebenbei, denn eine Ethnographie der Zara existiert nicht, mittels gezielten Gesprächen mit alten Frauen und Männern auch einzelne Aspekte der Geschichte dieser traditionell Landwirtschaft und Handel treibenden Gesellschaft aufgearbeitet. Früher war die Macht und Autorität der alten Männer weitgehend unbestritten. Sie verfügten über alle entscheidenden wirtschaftlichen Ressourcen, den Boden und die Kollektivgüter, arrangierten die Ehen und schlichteten bei Konflikten. Frauen hatten jedoch schon immer das Recht auf Eigentum, das sie ihren Töchtern vererben. In der Stadt wird aber Geld zur wichtigsten Ressource, die Macht und der Einfluss der Alten geht zurück, auch in Bezug auf die ehelichen Beziehungen. Am Geld entzünden sich die Auseinandersetzungen und Konflikte zwischen Frauen und Männern und zeigen – so die These der Autorin – eine Machtverschiebung unter den Geschlechtern an. Claudia Roth erläutert, wie und mit welchen Strategien es den Frauen bei den Zara in Bobo-Dioulasso unter diesen veränderten Bedingungen immer wieder auch gelingt, ihre Interessen durchzusetzen.

Das spannend und anschaulich geschriebene, mit Zeichnungen von Manù Hophan sehr schön illustrierte Buch, verdient einen LeserInnenkreis weit über den engen Fachbereich hinaus.

Gaby Fierz (Basel)

STEFAN KROTZ
KULTURELLE ANDERSHEIT ZWISCHEN UTOPIE UND WISSENSCHAFT
EIN BEITRAG ZU GENESE, ENTWICKLUNG UND NEUORIENTIERUNG DER ANTHROPOLOGIE
PETER LANG, BERN 1994, 397 S., FR. 87.–

Viel ist in den letzten Jahren über die Krise geschrieben worden, in der die Anthropologie als Wissenschaft heute zu stecken scheint. Und im gleichen Zusammenhang wird immer wieder über einen anstehenden oder soeben vollzogenen Paradigmawechsel nachgedacht. Stefan Krotz hat im vorliegenden Band, seiner publizierten Dissertation, den Versuch unternommen, den Gründen dieser Krise nachzuspüren und mögliche Auswege zu skizzieren. Faszinierend und bestechend klar beschreibt er die Entstehungsgeschichte der Anthropologie als Wissenschaft und stellt diese in einen geistes- und gesellschaftshistorischen Zusammenhang.

Angelpunkt seiner Betrachtung und Argumentation ist dabei der Begriff der «Alterität» als Bezeichnung der verschiedenen Kategorien des «Andern». Die Postulierung einer soziokulturellen Andersheit jenseits oder ausserhalb der aktuellen eigenen Realität hat die Utopie mit der Anthropologie gemeinsam. Stefan Krotz zeichnet überzeugend den historischen Prozess nach, in dessen Verlauf sich die Anthropologie vor dem Hintergrund utopischer Entwürfe – er spannt dabei den Bogen von Thomas Morus über Tommaso Campanella bis zu Francis Bacon – entwickelt und zur Wissenschaft gemausert hat. Wo Utopien als erstrebenswerte alternative Gesellschaftsentwürfe zur als unvollkommen erfahrenen Realität gedacht waren, versuchte die Anthropologie in ihren Anfängen, die im Kulturkontakt erfahrene «Alterität» zu ordnen.

«Kulturkontakt» ist für den Autor ein weiterer Schlüsselbegriff. Er unterscheidet drei sich historisch folgende Arten davon, nämlich den frühen, eher zufälligen Kontakt an den Rändern der grossen Reiche; die Forschungs- und Entdekkungsreisen, deren wichtigste Folge für die Anthropologie die Entdeckung Amerikas durch Kolumbus war, und die darauffolgende Entwicklung des Hegemonieanspruches der alten Welt über die «Andern» und deren Territorien mit den bekannten kolonialen Folgen. Zwar hat die Anthropologie ihre Grundauffassung der prinzipiellen Gleichheit aller Menschen nie aufgegeben, aber aus der vorwissenschaftlichen neutralen Beschreibung der beobachteten Differenzen hat sich im historischen Zusammenhang das erste wissenschaftliche Paradigma herausgebildet, das die Andersartigkeit in eine evolutionistische Reihe stellt, welche in der Gegenwart endet und keine utopischen Ausstrahlungen in die Zukunft zulässt. Alterität ist nicht mehr zu erstreben, sondern zu überwinden, die gegenwärtige, bürgerliche Gesellschaft des Westens wird als vorläufig letzte, optimale Entwicklungsphase erkannt. Hier sieht Krotz die endgültige Trennung von Utopie und Anthropologie. Im weiteren beschreibt er die Aufsplitterung der Anthropologie in Spezialgebiete als Folge der Dekolonialisierung und der Aufweichung der klaren Grenzen zwischen hier und dort, zwischen uns und den Andern. Das evolutionistische Paradigma verlor in diesem Prozess zwar seine zentrale Bedeutung, ist aber nie explizit verworfen oder ersetzt worden. In diesem Sinne beschreibt Stefan Krotz die Krise der Anthropologie als Orientierungslosigkeit, die aus Mangel eines gemeinsamen wissenschaftlichen Paradigmas sowie durch empirische, methodische und theoretische Abgrenzungsschwierigkeiten gegenüber Nachbardisziplinen entstanden ist.

Im letzten Teil seiner Arbeit versucht Stefan Krotz, Anthropologie und Utopie einander wieder näher zu rücken, und schlägt letztere als Hilfe zu einer Neuorientierung vor. In Anlehnung an Ernst Bloch, auf den er sich schon in seiner Einführung hauptsächlich gestützt hat, fordert er utopisches Denken. Anders als Bloch sieht er im Marxismus aber nicht die Lösung für eine bessere Zukunft, sondern nur einen möglichen Schritt dorthin. Wenn die Anthropologie, so seine Folgerung, den Bruch mit ihrem ersten Paradigma klar vollziehen würde und anstatt Alterität evolutionistisch zu erklären, sich dem Prozess des Kulturkontaktes und dessen kreativen Potentialen zuwenden würde, dann hätte sie eine Chance, aus der gegenwärtigen Krise herauszukommen. Wenn die im Kulturkontakt erfahrenen Differenzen im Sinne Blochs als Ausgangspunkt zu etwas Neuem, potentiell Besserem verstanden würden, also nicht nur neutral analysierend, sondern auch utopisch postulierend beschrieben würden, dann könnte die Anthropologie auch ihrem Zwiespalt entkommen, bei ihrer wissenschaftlichen Arbeit Missstände wie kulturelle Krisen oder soziale und politische Ungerechtigkeiten zwar zu erkennen, aber als Teil der hegemonistischen westlichen Kultur und ihrer akademischen Subkultur nichts daran ändern zu können. Die Methode der Feldforschung bekäme dann einen neuen Charakter und würde zum forcierten Kulturkontakt, die Arbeit der AnthropologInnen zu dessen Brücke und die Kategorie der Alterität würde ihren mehrschichtigen Charakter zurückerhalten.

Gleichzeitig müssten aber auch die akademischen Strukturen und Institutionen hin zu einer Öffnung verändert werden, damit sie Kulturkontakt als dialogischen Prozess erfassen können und ihn nicht länger nur monologisch analysieren müssen.

Diese Argumentation hat etwas Bestechendes. Wie alle utopischen Entwürfe bietet sie keine direkt umsetzbaren Lösungsvorschläge, dafür umso mehr Denkanstösse. Dass Stefan Krotz als Philosoph und mit langer Lebenserfahrung in Lateinamerika im doppelten Sinne von Aussen ans Thema herangegangen ist, hat den Blickwinkel und die Richtung seiner Untersuchung zweifellos beeinflusst und bestätigt seine These des utopischen Potentials von Kulturkontakten, das es zu nutzen gilt.

Barbara Lüem (Basel)

BERND BRÖSKAMP
KÖRPERLICHE FREMDHEIT
ZUM PROBLEM DER INTERKULTURELLEN BEGEGNUNG IM SPORT

ACADEMIA VERLAG, SANKT AUGUSTIN 1994, 212 S., DM 48.–

Der kulturell definierte Umgang mit dem Körper und die Wahrnehmung dieses Umgangs spielen eine zentrale Rolle in der Herstellung von Unterschieden im Kontext ethnischer Gruppenbeziehungen, so lautet eine der zentralen Ausgangsthesen dieser Arbeit, die 1989 an der FU Berlin um Umfeld des Kulturwissenschaftlers Gunter Gebauer als Dissertation entstand und nun etwas verspätet als Buch vorliegt. Diese These stellt sich gegen die in der Sportwissenschaft wie auch im organisierten Sport, bei Funktionären wie bei Leistungs- und Breitensportlern beliebte Rede von der völkerverbindenden Funktion des Sports, wie sie z. B. in der ‹olympischen Idee› formuliert ist.

Bröskamp versucht, hierzu verschiedene Theorie- und Forschungsbereiche zusammenzuknüpfen: die sportsoziologische Migrations- und Minoritätenforschung einerseits, die kultur- und gesellschaftstheoretischen Arbeiten von Pierre Bourdieu andererseits. Dazwischen etwas verloren stehen Gedanken zum Problem der Fremdheit im Sport.

Im ersten Teil werden in einem guten Überblick drei verschiedene, zuerst in den USA entwickelte Forschungskonzepte vorgestellt, Assimilationsforschung, Ethnizitätsforschung und ‹race relations›-Analysen. Sie stellen Variationen in der Konstruktion des Gegenstandes ‹Migration› und ‹Ethnizität› dar. Im zweiten Teil wird etwas enger auf den Bereich von Körpererfahrung im Sport fokussiert, illustriert mit Beispielen aus dem Lebensumfeld türkischer Jugendlicher in Berlin. Die eingeflochtenen Interviewausschnitte haben mehr illustrierenden Charakter. Sie lassen vor allem geschlechtsspezifische Körperwelten hervortreten, wie sie sich bei den männlichen türkischen Jugendlichen im Umgang mit Gewalt und ‹männlicher› Härte, bei den weiblichen türkischen Jugendlichen im Umgang mit Krankheit sowie mit Kleidung und den Regeln des Umkleidens zeigen. Die ‹Innenwelt› dieser Fremdheit wird jedoch nur peripher berührt. Bröskamps Beschreibung von Fremdheitserfahrungen, z. B. beim gemeinsamen Sport von türkischen und deutschen Jugendlichen, dringt nur wenig in die Erfahrungswelt dieser Jugendlichen selbst vor.

Im dritten, umfangreichsten Teil werden die Arbeiten von Pierre Bourdieu im Hinblick auf die zentrale Bedeutung des Körpers bei der Herstellung von sozialen Gemeinsamkeiten und Unterschieden gelesen. Das bourdieusche Labyrinth der Gelehrsamkeit wird vor allem mit Hilfe der Konzepte von Struktur, Habitus und Praxis vorgestellt. Habitus ist jenes, durch die unterschiedliche Teilhabe an ökonomischem, kulturellem und sozialem ‹Kapital› gesteuerte Erzeugungsprinzip von praktischem Handeln und seiner Bewertung. Aufgebrochen wird

dadurch die Selbstverständlichkeit der Gegenstandskonstruktion von ‹fremd/bekannt› und durch ein Modell des sozialen Raums ersetzt, in dem alle am ‹Spiel› der Distinktion Beteiligten um die Definition des legitimen Lebensstils kämpfen. Ethnizität wird damit innergesellschaftlich wieder mit anderen Schichtungsmerkmalen in Verbindung gesetzt, ebenso wie hervorgehoben wird, dass Ungleichheit heute nur im weltweiten Zusammenhang analysiert werden kann. Der Körper ist Produkt dieses kulturellen Kampfes, und körperliche Fremdheit ist Resultat von relationalen Abständen zwischen verschiedenen sozialen Welten, die immer auch Körperwelten sind. Sport ist so verstanden eine sozial vermittelte und in einen umfassenden Lebensstil integrierte Technik der Körperformung.

Die Darstellung des bourdieuschen Ansatzes ist gut gelungen, besonders in der Rekonstruktion seiner Sicht des Körperlichen und durch die Betonung der ‹praxeologischen› Erkenntnisweise, wie sie bei Bourdieu in seiner Arbeit über die ‹feinen Unterschiede› im Einsatz von empirischen Studien und vor allem in der Vielzahl der kleinen sozialen Skizzen zum Ausdruck kommt. Die Arbeit von Bröskamp ist an dieser Stelle jedoch der im Akademischen, vor allem bei einer Dissertation, immer gegebenen Gefahr erlegen, bei der Rekonstruktion des theoretischen Kontextes so viel Energie zu investieren, dass für seinen ‹Gegenstand› selbst, die gesellschaftlichen Akteure, d. h. in diesem Fall die türkischen Jugendlichen, zu wenig Raum übrig bleibt. Dies ist insgesamt ein Charakteristikum der deutschsprachigen Bourdieu-Rezeption, während dieser selbst seine Ideen und Theorien immer am ‹Gegenstand› entlang entwickelt, und nicht primär entlang der Rezeption von anderen Theoretikern.

Dennoch sticht die Arbeit von Bröskamp dadurch hervor, dass sie – ganz im Sinne Bourdieus – unterschiedliche und sonst getrennt behandelte Themen und Bereiche verknüpft und dadurch zu interessanten Fragestellungen vordringt, anstatt die sozialen Distinktionen in der Selbstverständlichkeit von Fächerabgrenzungen zu verdoppeln.

Oliver König (Köln)

MONDHER KILANI
L'INVENTION DE L'AUTRE
ESSAI SUR LE DISCOURS ANTHROPOLOGIQUE

PAYOT, LAUSANNE 1995, 317 P., FS 39.–

Si l'ouvrage de Mondher Kilani réunit une série d'articles consacrés à des thèmes apparemment disparates, il témoigne néanmoins d'une grande cohérence, par une mise en perspective historique, théorique et pratique de l'objet par excellence de l'anthropologie qu'est la figure de l'autre. Se trouvent associés dans cet ouvrage deux axes de recherche, déjà perceptibles dans les livres antérieurs de cet auteur, à savoir l'observation de terrain, qui mène à la monographie (cf. *La construction de la mémoire*, Genève 1992) et une réflexion méthodologique sur la construction du savoir dans les sciences humaines (cf. *Introduction à l'anthropologie*, Lausanne 1992 pour la seconde édition). Le souci de Kilani est d'ordre kantien: menant une interrogation critique sur la manière dont se constitue le discours anthropologique, il travaille à établir les *conditions de possibilité* d'une telle entreprise de manière à atteindre ce but délicat de rendre compte de l'altérité sans la dissoudre dans une objectivité trop rigoureuse ou une subjectivité incertaine de sa tâche. C'est donc par une réévaluation de certaines notions clés de l'anthropologie que s'ouvre ce livre et notamment celles de distance et de texte. Telle est en

effet la situation difficile du chercheur que la condition de sa discipline – la distance, car il n'y a d'*autre* qu'en distinction d'avec le *même* – est aussi la menace la plus grave qui pèse sur elle: comment rendre compte de l'altérité en des termes qui, tout en la respectant, fassent sens pour ceux à qui ils sont destinés? Ainsi tout anthropologue est amené à s'interroger, d'une part, sur la distance qui le sépare du sujet de son observation et, d'autre part, sur la manière dont il va *traduire* des pratiques sociales dans un texte de nature rationnelle sans projeter par là même les valeurs que transporte toute langue. La démarche de Kilani tend à transformer cette difficulté en avantage: il ne s'agit en effet pour celui-ci ni de succomber à une approche égalitariste aveugle aux rapports de force existant entre les sociétés, ni de réduire la différence en inscrivant l'autre dans des catégories mal faites pour l'accueillir. En fait, comme la connaissance de l'autre est inséparable de la connaissance de soi, l'anthropologie doit procéder à une approche comparatiste ou, pour être plus juste, *différentielle*. C'est par la confrontation du même et de l'autre et par l'appréciation de leurs différences qu'est rendu possible un savoir plus juste. Dénonçant l'utopie post-moderne qui voudrait que l'anthropologue se retire pour laisser place à l'observé comme «auto-ethnographe», Kilani montre avec force qu'il n'y a pas de représentation neutre de l'altérité. Si bien que toute réflexion anthropologique doit nécessairement s'interroger sur la manière dont s'élabore son savoir comme discours. La réalité, que le chercheur tente de décrire, ne peut être approchée que selon une modélisation souple prenant en compte le fait que l'observation transforme toujours les données qu'on voudrait pures. On passe donc d'une attitude voulant cerner l'*essence* de l'autre à une attitude différentielle. De sorte qu'en définissant l'autre sur la base des différences qui le spécifient par rapport à la culture dominante, l'anthropologue évite à la fois la soumission du sujet de l'observation à des catégories qui forcément ne lui conviennent pas et l'aveuglement qu'une idéologie bienveillante entretient. On voit, et ce n'est pas le plus mince mérite de Kilani, qu'il est possible de ne pas s'accommoder du point de vue confortant de l'universalisme, et de résister aux sirènes du relativisme égalitaire. Dans le rapport pratique institué entre l'observateur et l'observé, il s'agit dès lors d'établir les bases d'un savoir construit sur la *négociation*. La rencontre de l'anthropologue et de l'indigène n'est pas déterminée de bout en bout par un choc culturel. Que l'on considère la culture comme un processus souple en élaboration continue, alors on comprendra que la rencontre de l'altérité génère une *convergence interactionnelle*. Ainsi le chercheur, loin d'aller sur le terrain vérifier des hypothèses ou simplement observer les principes structurant une société (parenté, rituels, organisation du temps et de l'espace, etc.), doit se laisser imposer son sujet par la rencontre occasionnée. La démarche dialogique de Kilani permet d'articuler une approche structuraliste et une approche historique intégrant les changements sociaux. Il évite de cette manière les travers des méthodes qui enferment l'autre dans une identité essentialiste ou qui le situent à l'intérieur de systèmes clos.

On peut toutefois regretter dans cet ouvrage un certain flou conceptuel: il aurait été utile que l'auteur précise des notions telles que celle de «vérité négociée» (p. 51), qu'il exprime plus précisément le lien entre la part herméneutique de son travail et celle comparatiste et qu'enfin il indique ce qu'il entend par «réel», alors même que

son travail tend à montrer qu'il n'y a pas de vérité directement accessible et que toute représentation est médiatisée. Il semble en somme que l'anthropologie, consciente de son propre travail de *lecture* des sociétés traditionnelles, ne soit pas sortie du cercle herméneutique que décrivait naguère Starobinski à propos de la critique littéraire et de son objet.

Jean-Paul Jacot (Saint-Gall)

ALLGEMEINE BESPRECHUNGEN / COMPTES RENDUS GÉNÉRAUX

CATHERINE CHÈNE
JUGER LES VERS
EXORCISMES ET PROCÈS D'ANIMAUX DANS LE DIOCÈSE DE LAUSANNE (XV–XVIE S.)
CAHIERS LAUSANNOIS D'HISTOIRE MÉDIÉVALE 14, LAUSANNE 1995, 194 P., FS 25.–

Si l'utilisation de l'animal comme métonymie de la société humaine, soit dans les manuels de prédication, ou dans les traités moraux, était connue de chacun, la réflexion que propose Catherine Chène dans cet ouvrage met en évidence un aspect plus inédit du monde animal: son insertion dans le monde judiciaire du Moyen Age. Vers blancs, mouches, hannetons sont en effet l'objet de véritables procès qui sont menés devant le tribunal épiscopal afin de libérer les populations et les terres de leurs nuisances. Cette pratique attestée dans un vaste espace géographique (Grenoble, Turin, Grisons, Valais, etc.) touche également la Suisse. Dans l'état actuel de la recherche, en ce qui concerne le diocèse de Lausanne, les villes de Berne et Fribourg, ainsi que Lutry ont connu de telles pratiques entre 1452 et 1536. A noter que l'ensemble des sources connues est ici publié – certains textes étaient encore inédits –, de même que traduit. L'origine diverse de ces documents doit être soulignée (modèles de procédure, chroniques, lettres, mandats, comptes). Cette diversité permet une double approche de ce phénomène aussi bien théorique que pratique.

L'auteur étudie sa documentation avant tout sous l'angle juridique, en s'interrogeant sur les forces en présence et sur la procédure suivie. L'analyse de chaque procès est ainsi menée en fonction des différentes étapes: introduction au procès marquée par des cérémonies religieuses, processions, choix du procureur, citations, comparutions des parties, sommation, plaidoiries, jugement, sentence, exécution du jugement et exorcismes. La comparaison d'actes théoriques avec ceux de la pratique met en évidence un changement primordial: une volonté évidente de respecter les formes du droit exprimant un «souci de rigueur», une volonté de «respecter scrupuleusement les formes».

Dans la deuxième partie de son ouvrage, C. Chène s'intéresse à l'argumentation présentée au cours de ces procès et cherche à dégager l'idée de nature qui en émane. Les animaux apparaissent ainsi dans une dualité où certains d'entre eux sont considérés comme «créatures sauvages», vivant dans des «lieux stériles et sauvages» (parasites, mouches, vers) alors que d'autres appartiennent au monde de la fertilité et de la culture. Les animaux sont également perçus comme des individus privés de raison. Ces observations conduisent l'auteur à suggérer que ces procès renvoient à une nouvelle image du rapport de l'homme à la nature. La nature n'est plus uniquement observée, elle doit être aussi dominée et maîtrisée. L'auteur évoque le long processus de transformation du rapport à la nature qui aboutira au XVIe siècle à l'affirmation d'une nature devant servir aux besoins de l'homme et devant être transformée; on aurait pu également relever qu'une telle modification est perceptible au bas Moyen Age dans d'autres domaines. Citons par exemple les traités d'agriculture et l'astrologie (contrôle du mouvement des astres par l'expérience de l'astrologue). Il est à cet égard intéressant

de constater que les procès d'animaux étudiés témoignent de cette même transformation et s'intègrent parfaitement dans cette évolution.

Véronique Pasche (Lausanne)

ROLAND GERBER
ÖFFENTLICHES BAUEN IM MITTELALTERLICHEN BERN
VERWALTUNGS- UND FINANZGESCHICHTLICHE UNTERSUCHUNG ÜBER DAS BAUHERRENAMT DER STADT BERN 1300 BIS 1550
ARCHIV DES HISTORISCHEN VEREINS DES KANTONS BERN, BERN 1994, 184 S., 16 ABB., FR. 48.–

Der Finanzhaushalt mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Städte gilt der Wirtschafts- und Sozialgeschichte, gelegentlich auch der Kunstgeschichte, seit längerem als beliebter Untersuchungsgegenstand. Roland Gerber legt mit seiner an der Universität Bern als Lizentiatsarbeit erstellten Untersuchung zum stadtbernischen Bauherrenamt eine umfassende und detailreiche Analyse eines nicht nur regionalgeschichtlich bedeutenden und nur teilweise edierten Schriftgutbestands unter verfassungs- und finanzgeschichtlicher Perspektive vor.

Seine Arbeit gliedert sich in einen spätmittelalterlichen und einen frühneuzeitlichen Teil. Abgerundet wird sie von einem vergleichenden Schlusskapitel, in welchem die Ergebnisse in Bezug gesetzt werden zu den Verhältnissen und Entwicklungen in anderen nordalpinen Städten.

Im Verlauf des Spätmittelalters treten die Aufgabenfelder der vier städtischen Bauherren und die institutionellen Strukturen der ihnen zugeordneten öffentlichen Bautätigkeit deutlicher zutage. Gerber stellt heraus, wie die Bauherren Ordnungsaufgaben im privaten Bauwesen wahrnahmen und wie sie insbesondere die Bauaktivitäten an der Stadtmauer, deren Ausbau nach dem Laupenkrieg (1339) an die Hand genommen wurde, überwachten. Von einiger Bedeutung war auch die Organisation des innerstädtischen «Abfallwesens». Für die Kontrolle der Bäche, Brunnen und Ehgräben wurde ein Bachmeister, seit dem 15. Jahrhundert auch ein Brunnmeister entlöhnt.

1405 brannte die Stadt Bern zu grossen Teilen nieder. Die Wiederaufbauanstrengungen schlugen sich sowohl finanziell (z. B. spezielle Entlöhnung auch der Beamten) als auch in einer ganzen Reihe von Satzungen nieder. Damit in Zusammenhang ist im 15. Jahrhundert eine institutionelle Konzentration der Kompetenzen zu beobachten. Die Aufgabenteilung zwischen den Bauherren war nun vor allem politisch begründet: Der Bauherr vom Rat, das heisst, der aus dem Kleinen Rat gewählte Bauherr, nahm gegenüber dem Bauherren von Burgern eine deutlich übergeordnete Stellung ein. Innerhalb der stadtbernischen Ämterlaufbahn kam diesem Amt grosse Bedeutung zu. Nicht selten wurde es in Personalunion mit einem Venneramt ausgeübt und/oder als Aufstiegsmöglichkeit zum Säckelmeister genutzt.

In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde eine umfassende Bauamtsordnung niedergeschrieben. Auf dieser Grundlage stellt Gerber die amtsinternen Funktionen dar. In Weiterführung einer bereits für das 14. und 15. Jahrhundert festgestellten Praxis erhielt das Bauamt feste Einkünfte aus verschiedenen städtischen Rechtsansprüchen (Steuern, Zölle) zugewiesen. Damit verfügte das Bauherrenamt nun relativ unabhängig über sichere Einkünfte, eine Situation, die sich bei kaum einer anderen Stadt nördlich der Alpen findet. Besonders die umfangreichen Getreideabgaben ermöglichten es, in Zeiten hoher Getreidepreise gute Einkünfte zu erzielen.

Viel Raum verwendet Gerber auf die systematische Darstellung der Einkünfte: auf die Zinsen, Zehnten, Zölle, Steuern und Gebühren. Über die hier erwartete Analyse ihrer Struktur hinaus arbeitete er auch die rechtlichen und verwaltungsstrukturellen Hintergründe der Einkünfterealisierung detailreich heraus, so dass eine informative Übersicht sowohl über die technisch-administrativen Verfahren als auch über die rechtlichen und wirtschaftlich-sozialen Probleme verschiedener spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Einkünfte vorliegt.

Befremden lösen hingegen verschiedene statistischen Angaben aus, beispielsweise die durchschnittlichen, auf ein Jahr hochgerechneten Gesamtausgaben der Bauherren und Säckelmeister. So wird z. B. für die Jahre 1430–1454 auf der Grundlage von lediglich 17 Halbjahresrechnungen (= 25 Prozent aller Rechnungen dieser Jahre?) ein Ausgabendurchschnitt von jährlich 1100 Gulden errechnet. Im Vergleich zur Situation zu Ende des 14. Jahrhunderts stellt Gerber eine Zunahme um durchschnittlich 200 Gulden fest. Angesichts der zahlreichen Überlieferungslücken muss die Basis für solche Trendangaben aber als nicht ausreichend bezeichnet werden.

Die Aussagen einiger Grafiken (2 und 3) schliesslich können erst nach längerem Studium nachvollzogen werden. Insbesondere das Verwenden von unterschiedlichen Skalen in ein und derselben Grafik erweist sich als dem leichten Verständnis hinderlich. Die grafische Aufbereitung der komplexen Einnahmenstruktur des Bauamtes im 16. Jahrhundert dagegen darf als gelungen bezeichnet werden. (Grafiken 8–10, 16–17)

Schwerwiegende Einschränkungen der Erkenntnismöglichkeiten hat sich der Autor dadurch eingehandelt, dass er die städtischen Verwaltungsstrukturen innerhalb eines Institutionalisierungsmodells analysiert, das in ein rein verfassungsgeschichtliches Modell eines langfristigen Staatsbildungsprozesses eingebettet liegt. Dies wird etwa beim Rathaus- und beim Münsterbau deutlich. Bei diesen Projekten nahm der Rat – trotz der sehr umfangreichen und teuren Aufgabenstellung – auf Bauorganisation und Finanzbeschaffung kaum Einfluss. Würde die Ausbildung von Institutionen durch komplexe Bauaufgaben angeregt – wie dies die These Gerbers behauptet –, so müsste doch gerade hier eine starke Institutionalisierung einsetzen. Dies war aber offensichtlich nicht der Fall. Vielmehr zeigen die Beispiele, dass die Zusammenhänge zwischen Bauaufgaben, Baufinanzierung und Bauorganisation nicht nur verfassungs-, sondern auch sozial- und kulturgeschichtlich analysiert werden müssten. Es wäre beispielsweise zu erklären, wie die Ausbildung von Institutionen mit den zeitgleich festzustellenden Verdichtungsprozessen der Landesherrschaft zusammenhängt, oder welche Interessen (z. B. der einzelnen Bauherren oder ihrer persönlichen Beziehungsnetze) sich hinter den an die Ämter übertragenen Kompetenzen und deren finanziellen Möglichkeiten erkennen lassen.

Angesichts des methodischen und theoretischen Zugangs liegen die Ergebnisse des vergleichenden Schlusskapitels auf der Hand: So stellt Gerber fest, dass die Kommunal-, Finanz- und Verfassungsstrukturen anderer nordalpiner Städte starke Ähnlichkeiten zu den Verhältnissen in der Stadt Bern aufweisen. Demgegenüber sind einzig die weitgehenden Finanzierungskompetenzen des bernischen Bauherrenamtes als «bernische Besonderheit» zu bezeichnen.

Roland Gerber bietet eine systematische Analyse des bernischen Bauwesens auf der Grundlage seiner sehr genauen Kenntnisse des Schriftguts. Die Frage muss jedoch erlaubt sein, weshalb die

Berner Lizentiatsarbeit nicht zu einer theoretisch und methodisch breiter abgestützten Dissertation erweitert wurde. Sowohl dem Autor als auch den Leserinnen und Lesern wäre damit gedient gewesen; es wäre mehr entstanden als die jetzt vorliegende stadt-, finanz- und verfassungsgeschichtlich interessante Untersuchung.

Thomas Hildbrand (Zürich)

BOUDA ETEMAD, THOMAS DAVID (ÉDS)

LA SUISSE SUR LA LIGNE BLEUE DE L'OUTRE-MER

LES ANNUELLES, HISTOIRE ET SOCIÉTÉ CONTEMPORAINES, NO 5, LAUSANNE 1994, 146 P., FS 12.–

L'histoire du petit pays polyglotte entouré par l'Europe n'a pas fini de surprendre : «la Suisse est probablement le seul pays du monde développé à avoir réussi son démarrage industriel en s'appuyant sur des marchés lointains» (p. 12). Le dernier numéro des *Annuelles*, revue d'histoire contemporaine dirigée par Hans Ulrich Jost, nous emmène en repérages *sur la ligne bleue de l'Outre-mer* pour découvrir dans quelle mesure et par quels moyens le *Sonderfall* sans débouchés maritimes a trouvé aux XIXe et XXe siècles des débouchés commerciaux et financiers dans les mondes extra-européens. Ce petit volume balise ainsi efficacement, par ses contenus comme par ses suggestions méthodologiques variées, un territoire particulièrement délaissé de l'historiographie suisse.

Livrant les derniers résultats de sa recherche soutenue par le Fonds National de la Recherche Scientifique, Bouda Etemad prolonge l'analyse qu'il avait proposée en 1990 sur le commerce entre la Suisse et le Tiers Monde. Les résultats de sa pesée comparative, abondamment étayés par des données chiffrées, sont étonnants : «fait largement ignoré ou passé sous silence, la Suisse figure parmi les économies les plus tournées vers les marchés du Tiers Monde. Après la deuxième guerre mondiale, c'est le pays du monde développé qui «dépend» le plus de ces marchés» (p. 27). Recherchant les racines historiques de ce lien privilégié, Etemad relève la coïncidence chronologique du démarrage industriel helvétique et du durcissement tarifaire des grandes nations européennes dans la première moitié du XIXe siècle. «Que se serait-il dès lors passé si la Suisse n'avait pu, à cet instant crucial de son histoire économique, transcender le verrou tarifaire européen? Heureusement pour elle, les mêmes puissances européennes […] lui «ouvrent», à coups de canon si nécessaire, [les marchés] d'outre-mer» (p. 30).

La crainte, après 1850, d'une trop grande dépendance à l'égard de l'Allemagne et la recherche, vers la fin du XIXe siècle, d'un amortisseur pour une industrie textile sur le déclin consolident le lien privilégié établi lors du démarrage industriel. Enfin, «[a]lors que dans la foulée de la décolonisation les ex-économies métropolitaines européennes se retirent des marchés coloniaux pour jouer la carte de la communauté européenne» (p. 27), la Suisse confirme son penchant exotique : ses exportations par habitant en direction du Tiers Monde sont égales en 1992 à deux fois et demie la moyenne des pays industrialisés.

Avec les trois autres contributions on passe de la pesée globale à un repérage des stratégies individuelles et collectives mises en œuvre par les acteurs de l'expansion commerciale suisse outre-mer.

Dans un article fouillé, Lyonel Kaufmann analyse, pour la période allant de l'entre-deux-guerres à la décolonisation, les «outils et moyens à la base de

l'expansion suisse» (p. 43) au Congo belge, au cœur de cette Afrique noire qui «est encore une «Terra incognita» de l'historiographie suisse» (p. 43). Nous assistons ainsi à un ballet aux figures complexes entre les milieux exportateurs, la colonie suisse au Congo, l'administration fédérale et l'État belge. Pris entre le besoin croissant d'encadrer les Suisses du Congo pour en faire des relais efficaces de l'économie suisse et la volonté de minimiser le rôle de l'État fédéral dans ce processus, les milieux exportateurs poussent les autorités helvétiques à la mise sur pied d'une sorte de diplomatie économique qui fonctionne de manière complémentaire à leurs propres structures informelles d'encadrement. La stratégie se révélera payante sur le long terme : séduite à la fois par la disponibilité de capitaux et par l'absence d'ambitions politiques du petit pays, la Belgique permettra à la finance suisse de s'installer au cœur de son système colonial à l'occasion du «Plan décennal» pour le Congo lancé en 1945. C'est donc en connaissance de cause que le Conseil fédéral pourra affirmer en 1950 que la participation à l'aide au développement «prépare la voie de nouveaux débouchés pour nos spécialistes et, indirectement, notre commerce, notre industrie et le placement de nos capitaux» (p. 49).

La brève contribution d'Antonio Sommavilla sur l'accord commercial et financier conclu entre la Suisse et l'Argentine en 1934, en plein boom protectionniste, montre l'administration fédérale dans un rôle nettement plus offensif de protection des investisseurs suisses. Ceux-ci, pour leur part, «exerçaient une influence décisive sur le développement de l'économie argentine, de par les capitaux placés dans les secteurs clés de l'économie et de par leur présence dans toutes les entreprises importantes, qu'elles fussent publiques ou privées, financières ou commerciales» (p. 103).

Thomas David construit un fascinant jeu de pistes autour de la figure de l'avocat vaudois Louis Rambert (1839–1919). Après une carrière politique qui le porte au seuil du Conseil fédéral mais qui tourne court, Rambert se lance dans les chemins de fer et participe, comme juriste et comme administrateur, aux grandes réalisations ferroviaires helvétiques de la fin du XIXe siècle : le Gothard et le Simplon. Parallèlement, il se lie à la finance parisienne, engagée dans les montagnes suisses dans une sorte de bataille inter-impérialiste contre l'Allemagne, dont l'enjeu est le contrôle du trafic ferroviaire transalpin. Lorsque, à partir des années 1880, les intérêts français se réorientent vers les Balkans puis vers le Moyen Orient, Rambert les accompagne : il se rendra ainsi en Serbie, puis dans l'Empire ottoman. C'est ici que ce «Vaudois d'origine, mais tout français de cœur» (p. 125) verra sa carrière se parachever par un mandat d'administrateur de la Banque impériale ottomane, puis de directeur général de la Régie des tabacs.

Si la carrière de Rambert s'enracine dans l'intérêt des banquiers français pour la Suisse, sa réussite en Turquie ne doit par contre rien à son passeport : ce qui permet à David de réfuter «un argument trop souvent avancé par les historiens : l'accession des Suisses à des postes de haute responsabilité dans des régions d'outre-mer soumises à l'exploitation économique occidentale serait liée à leur nationalité […]. Or, Rambert dut son accession à la tête de la Régie des tabacs […] à ses liens avec les puissances impérialistes» (p. 132). Les prises de position de Rambert sur l'opportunité d'ouvrir un consulat suisse à Constantinople permettent néanmoins à David une ouverture finale sur les métamorphoses des intérêts helvétiques au Levant, qui de

débouché privilégié pour les cotonnades devient «champ d'expérimentation pour les banques suisses dans le cadre d'associations financières internationales» (p. 144).

Cosignée par les deux directeurs de la publication, Bouda Etemad et Thomas David, l'introduction élargit le débat, replaçant les contributions dans l'historiographie de l'«impérialisme suisse». *Tertius gaudens* tirant profit de l'impérialisme des autres (Richard Behrendt) «impérialisme secondaire» (Beat Witschi), «colonialisme oblique» (Roland Ruffieux) ou *business imperialism* à l'helvétique (Béatrice Veyrassat)? La juxtaposition des situations et des interactions présentées ici oblige à croiser les approches et à nuancer les simplifications linéaires (l'emprise progressive des intérêts financiers éclipsant les intérêts commerciaux dans l'orientation de la politique extérieure) par une attention portée à la flexibilité des stratégies en présence.

Nicola Ulmi (Genève)

ALFRED DUFOUR, ROBERT ROTH ET FRANÇOIS WALTER (ÉDS) **LE LIBÉRALISME GENEVOIS DU CODE CIVIL AUX CONSTITUTIONS (1804–1842)**

FACULTÉ DE DROIT DE GENÈVE, HELBING & LICHTENHAHN, BÂLE 1994, 258 P., FS 64.–

Ce livre, qui rassemble les contributions présentées à un colloque tenu à Genève en novembre 1992, est quelque peu déconcertant: sa lecture achevée, on en vient à se demander ce qu'a été véritablement ce libéralisme genevois, objet de l'ouvrage. Les organisateurs semblent s'en être rendus compte qui, dans une introduction ajoutée après coup, tentent, à partir des contributions, d'en définir les grands traits. Il n'y aurait pas un libéralisme mais plutôt un climat libéral; celui-ci ne serait dû ni à une doctrine, ni à un parti, mais répondrait aux nécessités d'une conjoncture politique singulière: celle représentée par le «progrès graduel» du Premier syndic J.-J. Rigaud, en 1830–1834. Ces libéraux seraient un groupe d'intellectuels entrés en politique, liés par des affinités morales et intellectuelles, par un état d'esprit plus que par une véritable doctrine.

Les dix contributions, chacune intéressante en elle-même, n'ont pas toujours un rapport direct avec le thème de l'ouvrage. Certaines relèvent de l'histoire classique des idées politiques (C. Blamires, Influence de Bentham et influence anglaise dans la pensée d'E. Dumont; A. Keller, La sensibilité à la question sociale: A.E. Cherbuliez). D'autres abordent la question de l'identité nationale fondée sur le protestantisme dans un canton que les annexions de 1815 et 1816 ont rendu mixte (O. Fatio), le sentiment national et son ouverture vers la Suisse (I. Herman), l'attitude des libéraux genevois face à la politique intérieure de la Confédération (A. Dufour). Les trois textes convergent vers une constatation: celle d'une rupture au début des années 1830 dans la conception que l'on se faisait de la «nation genevoise» et d'un recours de plus en plus systématique au sentiment national suisse.

Trois autres études abordent des sujets moins directement en rapport avec le libéralisme au sens strict du terme: les sociétés d'étudiants comme lieux de sociabilité (M. Marcacci); les pouvoirs publics et les beaux-arts (D. Buyssens); les pratiques de la santé et l'hygiène publique (V. Barras). Toutes trois constituent d'intéressantes contributions à l'histoire de la Genève de 1815 à 1841.

Plus strictement politique et juridique, le travail d'A. Ph. Zogmal analyse les rapports entre la Constitution de 1814 et

le Code civil de Napoléon, demeuré en vigueur à Genève jusqu'en…1911. C'est ce dernier qui constitue le fondement du libéralisme de la société genevoise; quant à la Constitution de 1814, moins rétrograde qu'on ne l'a souvent prétendu, elle avait un grand mérite: celui d'être facilement amendable, ce qui fait qu'elle fut en perpétuelle transformation.

Dans «Coppet et Genève», E. Hofmann montre combien les influences entre le cercle de Mme de Staël et les libéraux genevois ont été beaucoup plus ténues qu'on ne l'a souvent prétendu. Remarquons à ce sujet que ce n'est pas seulement sur ce point, mais également sur tout ce qui touche à cette période, celle des prétendues «vingt-sept années de bonheur», que se sont construits de véritables mythes, expression de la nostalgie d'une classe évincée par la Révolution de 1846 et la création de la Genève moderne. Pieusement entretenus par des générations d'historiens qui, tous, partageaient les valeurs et les conceptions de l'ancien patriciat, base sociale du libéralisme genevois, ces mythes sont remis en question par certains des auteurs. Mais peut-être auraient-ils été dignes d'une étude d'ensemble? Et l'on peut sérieusement se poser la question: ce fameux libéralisme genevois, ne serait-il pas, lui aussi, une construction mythique rétrospective?

Pour répondre valablement, il ne faudrait pas se borner à étudier les idées, les débats parlementaires, les brochures et la presse. Il faudrait surtout analyser comment ces théories se traduisent dans la pratique quotidienne des libéraux. C'est ce que relèvent d'ailleurs les organisateurs du colloque (p. 22), ainsi que l'un des rapporteurs (G. Busino, p. 205, à propos de l'application du Code civil). Ce serait particulièrement instructif dans le domaine économique et social, le grand absent de ce livre.

Le mérite de l'ouvrage, outre la valeur intrinsèque de chacune de ses contributions, réside peut-être moins dans le tableau qu'il dresse du libéralisme genevois que dans le fait de mettre le doigt sur un certain nombre des lacunes de la recherche.

Marc Vuilleumier (Genève)

ALBERT TANNER
ARBEITSAME PATRIOTEN – WOHLANSTÄNDIGE DAMEN
BÜRGERTUM UND BÜRGERLICHKEIT IN DER SCHWEIZ, 1830–1914

ORELL FÜSSLI, ZÜRICH 1995, 848 S., 16 ABB., FR. 68.–

Gottfried Keller bezeichnet in seinem Grünen Heinrich (Erste Fassung) die Schweiz einmal als «politisches Laboratorium». Eines von dessen gelungensten Produkten war das Schweizer Bürgertum. Wie in kaum einer anderen europäischen Gesellschaft, vielleicht mit Abstrichen noch in Skandinavien, wurde das Bürgertum im 19. Jahrhundert in der Eidgenossenschaft zur wichtigsten und prägenden Sozialformation des Landes. Nirgendwo sonst wurden andere soziale Gruppen wie das Patriziat und die Bauern im Verlauf des Jahrhunderts derart erfolgreich in die entstehende bürgerliche Gesellschaft eingebunden, auf ihre Werte und Orientierungen verpflichtet. Erst die Arbeiterschaft und die Sozialdemokratie formulierten seit dem Ende des 19. Jahrhunderts einen politischen Gegenentwurf.

Tanner legt mit seinem monumentalen Werk eine Beschreibung des Schweizer Bürgertums vor, genauer gesagt: des Bürgertums in Bern und Zürich. Mit beklemmendem Detailreichtum verfolgt er für die beiden Städte seine analytischen Kategorien. Er orientiert sich am Weberschen Begriff der sozialen Klasse und versucht – darauf aufbauend –

Bourdieu und Giddens in sein Modell zu integrieren, um einen flexibleren theoretischen Zugriff zu erhalten. Tanners Grundthese lautet, dass das Bürgertum sozial und kulturell «recht homogen» (3) gewesen sei. Damit seien ökonomische Unterschiede überdeckt worden. Sein Ziel ist es, Bürgertum als Handlungsgemeinschaft, als «reale Klasse im Sinne einer kampfbereiten Gruppe» (Bourdieu) zu beschreiben.

Für diesen Zweck untersucht er in drei Schritten – jeweils für Bern und Zürich – die soziale, kulturelle und politische Konstituierung des Bürgertums. Unter sozialer Konstituierung wird hier eine Verbindung ökonomischer und sozialer Faktoren verstanden, unter kultureller Formierung fasst er Aspekte der Lebenswelt zusammen. Die drei Dimensionen, zuerst Berufsstruktur und Einkommenslage, dann Familie, Lebensführung und gesellige Praxis, drittens schliesslich die politischen Aktivitäten werden materialreich und anschaulich ausgebreitet. Tanner hat eine immense Quellenfülle verarbeitet. Darüber hinaus erörtert er die verschiedenen Lebenswelten der Geschlechter ausführlich, wird bei ihm sowohl über Bürger als auch über Bürgerinnen berichtet. Wer über das Schweizer Bürgertum arbeitet, wird sich in Zukunft auf dieses Buch stützen können und müssen. Dennoch bleibt das Bild statisch, reihen sich Einzelbilder und Einzelbeschreibungen wie in einem Kaleidoskop aneinander, ohne dass die Dynamik und Dramatik des gesellschaftlichen Prozesses recht erkennbar oder erklärbar werden.

Konflikt- und spannungsvoll verlief die Ablösung des Patriziats als Führungsschicht sowie das Aufkommen neuer Trennlinien zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft. Tanner betont vor allem die Beschränkungen, die exklusiven Momente der bürgerlichen Gesellschaft. Lange Zeit bestanden, insbesondere im kommunalen Bereich, Wahlrechtsausschliessungen fort, blieben die alten Bürgerrechtsbesitzer privilegiert. Staatsbürgerliche Gleichheit (für Männer) gab es zunächst nur auf der eidgenössischen Ebene. Die Spannung zwischen universalistischen Zielen und restriktiver Praxis, die konstitutiv war für das Bürgertum und die Bürgerlichkeit des 19. Jahrhunderts, erwähnt der Autor nur begrenzt. Stadtbürgerliche Gesellschaft und Staatsbürgergesellschaft bestanden die meiste Zeit nebeneinander. Tanner deutet das immer wieder als Inkonsequenz, als konservativen Überhang. Dabei bleibt ausgeblendet, dass die bürgerliche Gesellschaft in dieser Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen eines ihrer Charakteristika findet.

Tanner schliesst die Angestellten und meist auch den Alten Mittelstand aus dem Bürgertum aus (48ff.), im Kern untersucht er schwerpunktmässig die gehobenen bürgerlichen Kreise und die Selbständigen – was keineswegs identische Gruppen sind. Dafür sprechen viele Gründe. Eine Erörterung wäre aber hilfreich gewesen zur Klärung der Unterschiede und Gemeinsamkeiten, die es zwischen Bürgertum und Kleinbürgertum gab. Blendet man diese Problematik aus, erliegt man implizit der klassenkämpferischen Dichotomie des späten 19. Jahrhunderts. Vor allem aber scheint es fraglich, ob man damit grundlegenden Elementen des Selbstverständnisses des 19. Jahrhunderts und des Diskurses über Bürgerlichkeit gerecht wird – man denke an die Kellerschen Figuren, etwa den Vater des Grünen Heinrich. Man kann diese gesellschaftlichen Interpretamente durchaus in Frage stellen, indes sollte man sie intensiver diskutieren.

Normativ begründet scheint das Urteil, dass der Freisinn «mangelnde soziale Homogenität» durch «ideologische Übereinstimmung» kompensiert habe. (703)

Warum sollte der bürgerliche Freisinn ein bestimmtes Mass an sozialer Gleichförmigkeit besitzen? Jede Analyse von Bürgertum bestätigt, dass sich diese Sozialformation nicht als einheitliche Klasse beschreiben lässt, sondern bestenfalls als Verbindung unterschiedlicher Markt- und Erwerbsklassen – mit Weber gesprochen. Bürgerlichkeit – kulturelle oder politische – bestand immer aus einem Spektrum von Möglichkeiten. Dies machte nicht zuletzt die Integrationsfähigkeit des Bürgertums aus. Ganz unterschiedliche Teilgruppen, nicht nur städtische, sondern in der Schweiz auch ländliche, konnten sich unter bürgerlichem Vorzeichen vergesellschaften und politisch vereint agieren.

Das Dilemma der Arbeit besteht darin, dass sie zwar die einzelnen inhaltlichen Bestandteile der Bürgerlichkeit ausbreitet und ausführlich darstellt, im Zweifelsfall aber ein Aneinanderreihen von Beispielen, von Einzelfällen aus den grossbürgerlichen, bildungsbürgerlichen und mittelständischen Kreisen praktiziert. Dabei wird oft nicht ganz deutlich, was jeweils das spezifisch typische Muster ist. Tanner reiht einzelne Kriterien additiv aneinander, ohne sie überzeugend im Zusammenhang, in der gegenseitigen Verschränkung und Wechselwirkung zu untersuchen, ein Problem, das sich auch in Frankfurt bei dem von Lothar Gall geleiteten Projekt zur Erforschung des Stadtbürgertums in deutschen Städten stellt (vgl. Lothar Gall (Hg.), *Stadt und Bürgertum im Übergang von der traditionalen zur modernen Gesellschaft*, München 1993). Zerteilt man bei der Analyse das Bürgertum in verschiedene «Konstituierungsfaktoren», wäre es geboten, diese anschliessend in der Synthese wieder zusammenzuführen, um jene Momente erfassen zu können, die die spezifische Einheit der Sozialformation ausmachten. In dem Frankfurter Projekt wird dafür auf die rechtliche Kategorie des Stadtbürgerrechts zurückgegriffen, was jedoch nicht hinreichend ist. Bei Tanner bleiben die analytischen Kategorien getrennt. Trotz – vielleicht auch wegen – des Rückgriffs auf Bourdieu gelingt es ihm nicht, sie überzeugend zu verbinden.

Die wandelbaren Grenzen des Bürgertums zu anderen sozialen Gruppen – einerseits offen, andrerseits ausschliessend – waren eine der Ursachen für seine schillernde Gestalt. Vielleicht gab es kein einheitliches Bürgertum, vielleicht erweist sich ‹das› Bürgertum als Konstrukt. Es gibt eine Tendenz in der Forschung, diese noch offene Frage zu diskutieren. Will man sie beantworten, muss man sich sehr viel ausführlicher, als es bisher – auch bei Tanner – geschehen ist, mit der Selbstwahrnehmung des Bürgertums beschäftigen, muss Vorstellungen und Weltbilder untersuchen. Tanner beschreibt das Bürgertum als homogene soziale Gruppe, ohne intensiv nach dieser Selbstwahrnehmung zu fragen. Das liegt in der Logik seines weberianischen Ansatzes. Er hat jeweils Einzelelemente, oft in überzeugender Weise, analysiert. Das Buch enthält viele Teilgeschichten, aus Bern und Zürich, von Männern und Frauen, von gehobenen und einfachen Bürgern, von Herren und Demokraten. Wie sie sich miteinander verbanden, wird weniger deutlich. Das Buch enthält Geschichten von Bürgerinnen und Bürgern, es ist keine Geschichte des Bürgertums.

Manfred Hettling (Bielefeld)

PHILIPPE BARRAS
L'ECOLE PROFESSIONNELLE ET MÉNAGÈRE DE JEUNES FILLES DE GENÈVE (1897–1927).
HISTOIRE D'UNE INSTITUTION
SOCIÉTÉ D'HISTOIRE ET D'ARCHÉOLOGIE DE GENÈVE, GENÈVE 1994, 127 P., FS 18.–

Ce mémoire de licence fait d'une manière sérieuse et exhaustive l'histoire de l'Ecole professionnelle et ménagère de jeunes filles de Genève, de sa fondation en 1897 au changement de ses structures en 1927.

Il décrit tout d'abord les conditions sociales, politiques et économiques qui expliquent la naissance de cette école: la situation du marché du travail féminin, celle de la formation professionnelle des femmes, les pressions féministes pour une meilleure formation et leur accueil tout à fait positif dans des couches dirigeantes genevoises qui placent, selon la tradition radicale, la formation professionnelle au cœur de la réussite économique et sociale de leur ville et de ses citoyens.

L'organisation proprement dite de l'école, ses différentes sections, son corps enseignant, ses élèves et leur évolution au fil du temps font l'objet de la seconde partie, plus descriptive.

La troisième partie tente de cerner «l'idéologie» de l'Ecole professionnelle, en analysant quelles normes sont transmises par son enseignement et au nom de quelle vision de la femme et de sa place dans la société.

Si les deux premières parties révèlent un travail d'historien approfondi et solidement fondé, la troisième, sans aucun doute plus délicate, pose, par contre, un certain nombre de problèmes.

Tout se passe comme si Barras avait utilisé, pour analyser les catégories de l'entendement des féministes bourgeoises de la fin du siècle passé, les catégories de l'entendement des bourgeoises féministes de la fin de *notre* siècle. Il n'est pas possible d'envisager le travail des femmes hors de leur domicile comme une «promotion sociale», que l'on découragerait en poussant les femmes du peuple à rester chez elles (p. 82): une promotion ne peut s'entendre que dans une société donnée et en fonction de rapports de domination historiquement déterminables. En l'occurrence, les femmes des fractions dominantes de la société genevoise ne sont pas insérées dans la production industrielle ou artisanale, au contraire des femmes du peuple, comme le montre la remarquable enquête des féministes genevoises, citée en début de texte (p. 11). Dans ces conditions, rentrer à la maison, être femme au foyer, constitue bien une promotion sociale. Le monde ouvrier refuse le travail des femmes parce qu'elles font baisser le niveau des salaires (p. 85). Le lecteur d'aujourd'hui ne peut s'empêcher de percevoir cette attitude comme une forme d'égoïsme machiste, mais il faudrait s'interroger sur les motivations sociales d'un telle attitude. Le travail en fabrique, à la fin du siècle passé, est probablement moins pénible qu'aux débuts de l'industrialisation, mais l'exploitation y est toujours la règle et on veut l'éviter aux femmes, pour des motifs qu'il conviendrait sans doute d'analyser. L'idéal de la femme à la maison ne saurait dès lors être décrit comme un idéal «bourgeois», mais bien comme un idéal social, d'autant plus largement partagé que le travail (et le double travail, puisqu'elles ont, de toute manière, la charge de leur ménage) des femmes du peuple est la règle.

Plus loin, Barras présente (p. 101) l'alcoolisme comme un «terrible fléau social qui faisait trembler tout bourgeois digne de ce nom» et cite ensuite: «Brûlé par cette eau de feu, incapable physiquement de résistance au travail et moralement déstabilisé, l'ouvrier alcoolique erre d'atelier en atelier», etc. Ce n'est pas

parce que les termes utilisés nous semblent aujourd'hui ridicules, que ce problème n'existait pas ou était ridicule. L'alcoolisme dans les classes populaires *est* un fléau social, dont les effets sont connus des bourgeois, comme des militants ouvriers. Les motivations qui poussent les uns et les autres à vouloir l'éradiquer ne sont certes pas les mêmes, les bourgeois veulent la paix dans leurs usines, les ouvriers des militants efficaces, mais la cruelle réalité sociale du problème ne peut être ignorée ou relativisée. On pourrait en dire autant de la prostitution, combattue en fonction d'une morale (il resterait à déterminer si cette morale est «bourgeoise»), mais sur la base d'un constat réaliste: la misère et l'exploitation des prostituées.

En adoptant un point de vue marxiste un peu simpliste, qui fait de tout discours performatif des fractions dominantes un outil assurant la domination de la bourgeoisie sur le prolétariat, et en tombant à plusieurs reprises dans l'anachronisme psychologique, Barras gâche quelque peu la troisième partie d'un travail pionnier, dont la lecture doit pourtant être recommandée aux historiens de la formation professionnelle et de la condition féminine.

Jean-Christophe Bourquin (Lausanne)

BERTRAND MÜLLER (ÉD.)
MARC BLOCH, LUCIEN FEBVRE: CORRESPONDANCE
TOME I: LA NAISSANCE DES ANNALES 1928–1933
FAYARD, PARIS 1994, 550 P., FF 240.–

Lorsque l'on prend en main le premier tome de la correspondance de deux des figures les plus prestigieuses de l'historiographie française, soit 184 lettres conservées et rédigées entre 1928 et 1933, on se met à rêver. La politique financière de Poincaré en France, la mise «hors la loi» de la guerre à la Société des Nations, la première planification quinquennale de l'économie soviétique, le krach de Wall Street et la crise économique qui le suit, le plan Young, l'évacuation de la Rhénanie, la présence fasciste sur la scène politique italienne et la montée au pouvoir d'Hitler en Allemagne, tout ce que les cours d'histoire sur les bancs des écoles et des universités nous ont fait connaître, eux, les combattants pour une histoire économique nouvelle, ils l'ont vécu et l'on se saisit du livre, avide et certain que l'on va retrouver dans leurs échanges, la réflexion, le débat et les angoisses que d'autres contemporains – que l'on pense aux textes subjuguants de Raymond Aron – nous ont déjà légués.

Brisons là ce rêve. L'écriture se révèle en effet autre, fermée sur la sphère académique et la construction presque banale des numéros d'une revue qui peine à trouver ses abonnés et ses auteurs. Mauvais procès que celui-ci, dira-t-on, car l'on ne saurait oublier le projet novateur et l'importance de la stratégie des deux directeurs qui se donnent à voir dans la correspondance. Malgré l'humour qui permet bien souvent de suivre les échanges avec un certain plaisir, une question naïve vient se nicher dans le coin de la cervelle: on peut certes avoir envie de connaître par le menu la nature des échanges de deux intellectuels emblématiques, mais à quoi et à qui sert l'édition de cette correspondance?

Publication à scandale? Le «brûlot» que Braudel voyait dans cette correspondance et qui en a retardé la publication, tient à la férocité des jugements des deux directeurs – de Febvre surtout – à l'égard de leurs auteurs. Bertrand Müller n'en disconvient pas, mais persuadé de la nouveauté et de l'apport de la démarche des deux historiens, de l'esprit critique de

Febvre à l'égard du système dans lequel il évolue, l'éditeur de l'échange épistolaire ne veut pas ramener ces sentences sans appel aux relations mesquines qui caractérisent les amitiés universitaires chères à l'écrivain David Lodge. Aujourd'hui les acteurs sont morts; le brûlot s'est éteint. La question naïve demeure. Qu'on se rassure, il est possible de lui trouver réponse.

La dimension sentimentale exceptée, la correspondance a le mérite de balayer définitivement le mythe des deux professeurs de province maudits. Mais cette rectification n'est rien en regard de l'outil incomparable, quoique difficile à manipuler, que constitue cette source une fois envisagée dans le champ de la sociologie structurale. Le repérage de l'organisation des liens formels et informels au sein de l'institution académique face à la création d'un outil de communication comme les Annales, conjugué à une connaissance approfondie des biographies de tous les chercheurs qui apparaissent dans ce corpus de lettres, pourrait apporter un éclairage neuf sur l'histoire intellectuelle de l'entre-deux-guerres. Un tel repérage serait même nécessaire à une bonne intelligence des lettres et compléterait ainsi l'effort d'annotation mené par Bertrand Müller.

A ce point, il faut dire toute l'admiration qu'inspire le travail méticuleux et habilement mené par Bertrand Müller. La grande difficulté dans l'édition de correspondances tient au fait que ceux qui s'écrivent parlent d'événements ou de personnes avec la concision qu'autorise la connivence de ce que l'on sait connu de son interlocuteur mais qui, bien souvent, est étranger au lecteur extérieur à cette conversation distanciée. Le travail d'annotation est donc particulièrement important pour ne pas décourager le lecteur dans son cheminement cursif. Sur cet aspect, l'éditeur de la correspondance a rempli sa mission à merveille. De plus, Bertrand Müller propose des notices biographiques, un index onomastique et thématique ainsi qu'une introduction synthétique et précise.

Il reste à formuler un vœu. Bertrand Müller, sensible à ce qui fait l'intérêt et la spécificité de cette correspondance, fournit des pistes d'analyse qui rejoignent clairement les constats que nous venons d'énoncer. L'intimité avec les acteurs de cet échange qu'il a réussi à créer en fait un candidat naturel à ce genre d'exploitation. Alors, Bertrand – je transpose un passage d'une lettre de Marc Bloch (2 octobre 1928) – si cette édition n'est pas faite pour faire rigoler le public, «entre rigoler et un autre verbe que ma plume refuse à écrire, il y aura, il faut l'espérer, une situation intermédiaire». Or, une telle situation ne peut être qu'une étude d'historien.

Frédéric Sardet (Yverdon-les-Bains)

GASTON HAAS
«WENN MAN GEWUSST HÄTTE, WAS SICH DRÜBEN IM REICH ABSPIELTE...»
1941–1943. WAS MAN IN DER SCHWEIZ VON DER JUDENVERNICHTUNG WUSSTE

HELBING & LICHTENHAHN, BASEL 1994, 281 S., FR. 69.–

«Wenn man gewusst hätte, was sich drüben im Reich abspielte, hätte man den Rahmen des Möglichen weitergespannt.» Mit dieser kleinen, geschickt plazierten Lüge stellte sich der frühere Bundesrat Eduard von Steiger in seiner Stellungnahme zum Bericht Ludwig von 1957 nahtlos in die Tradition seines Amtsvorgängers Johannes Baumann, der die eidgenössischen Räte im Dezember 1938 in einem Bericht zur Flüchtlingspolitik skrupellos

belog, als er die unselige Rolle von EJPD und Bundesrat bei der Einführung des berühmt-berüchtigten J-Stempels bewusst verschwieg und die Kennzeichnung der Pässe deutscher und österreichischer Staatsbürger jüdischen Glaubens als deutsche Massnahme darstellte, mit der die schweizerischen Behörden konfrontiert worden seien.

Fast scheint es so, als gehörte es in Fragen der Flüchtlingspolitik zum ‹guten› Ton, Parlament, Kantonsregierungen und Öffentlichkeit absichtlich zu täuschen oder im Unklaren zu lassen. Dahinter schimmert unverkennbar das schlechte Gewissen der Verantwortlichen durch, in schwerer Zeit der zugegebenermassen erdrückenden Verantwortung menschlich nicht gewachsen gewesen zu sein und humanitäre Erwägungen einer falsch verstandenen Staatsräson geopfert zu haben. Wer dieser Interpretation nicht folgen will, müsste sich fragen, welche Gründe sonst in Frage kämen, um die Verdrängungsleistungen der Magistraten zu erklären. Hatten sie keinerlei Gewissensbisse, drangen menschliche Erwägungen nicht oder nur selten durch ihren Panzer der Selbstüberzeugung, waren sie unfähig zur Selbstkritik oder fanden sie ihre Politik uneingeschränkt richtig, wagten aber nicht, der Öffentlichkeit reinen Wein einzuschenken? Fragen, auf die es vermutlich mehrere Antworten gibt; eine sollte aber endgültig ausscheiden: Die von Eduard von Steiger ins Feld geführte Unwissenheit.

Dies ist an sich kein neuer Befund, wird aber in der nun vorliegenden Dissertation von Gaston Haas in ausführlicher Breite dokumentiert. Neben dem Kenntnisstand der entscheidenden Bundesinstanzen des Politischen Departements, des Justiz- und Polizeidepartements sowie des Nachrichtendienstes der Armee beleuchtet der Autor dankenswerterweise auch die Rolle der beiden grossen christlichen Kirchen, die Informationskanäle jüdischer Organisationen und Zeitungsberichte über die ungeheuerlichen Verbrechen in den von Deutschland besetzten Ländern. Die klägliche Rolle von Bundesrat Pilet-Golaz wird ebenso deutlich wie die von antisemitischen Einstellungsmustern geprägte Politik von Bundesrat Eduard von Steiger und seines Chefbeamten Heinrich Rothmund. Daneben erscheinen kritische Beobachter wie der Schweizer Konsul in Köln, Franz Rudolph von Weiss oder der Gesandte René de Weck in Bukarest, deren Berichte über die Deportationen in Köln bzw. die Mordexzesse bei der Eroberung der Ukraine im Sommer/Herbst 1941 von erschreckender Genauigkeit sind.

Angesichts solcher Informationen aus erster Hand bleibt der Eindruck, dass man in Bern nur das wissen wollte, was man für erträglich hielt. Dies zeigt sich beispielhaft an der Zensur eines Berichtes Robert Jezlers, damals Adjunkt der Polizeiabteilung im EJPD, vom 30. Juli 1942, dessen bedrückende Passagen über die «Zustände in den Judenbezirken im Osten» in der den Kantonsregierungen zugestellten Fassung auf Geheiss Heinrich Rothmunds gestrichen wurden; einer der eindeutigsten Beweise für die bewusste Verschleierung des Wissens über den Massenmord an den europäischen Juden, um – so die einzig logische Erklärung – möglicher Kritik an der bundesrätlichen Haltung vorzubeugen. Leider entgeht Haas diese von Jean-Claude Wacker in seiner 1992 vorgelegten Studie über die Basler Flüchtlingspolitik nachgewiesene Kürzung des Berichts Jezlers. Vielleicht nur eine kleine Panne, aber immerhin doch eine, wenn man Haas' an sich zutreffende Kritik der zögernden Aufarbeitung der Flüchtlingspolitik durch die schweizerische Geschichtsschreibung, die er in einem Forschungsüberblick im ersten Kapitel präzisiert, als Massstab nimmt.

Schwerer wiegt die wenig überzeugende konzeptionelle Gestaltung der Arbeit. Zwar ist die Gefahr immer gross, sich vom spannenden Quellenmaterial erdrücken zu lassen, dies macht aber die Auswahl umso dringlicher. Hier liegt m. E. der Schwachpunkt der Studie. Haas reiht Fundstelle an Fundstelle, mit der er seine Ausgangsthese belegt. Die ausführlichen Zitate wirken zwar sehr anschaulich und sind als Quellen überaus interessant, es fehlt aber oft die kritische Interpretation und Einordnung. Ein Beispiel mag dies erläutern: Im knappen Abschnitt «Volkes Stimme» schildert Haas anhand ausgewählter Briefe die vermeintlich mehrheitliche Ablehnung der Grenzsperre vom August 1942 in der Bevölkerung. Es fragt sich, ob er hier nicht dem gern gepflegten Bild von den ‹bösen› Behörden und den ‹guten› Menschen aufsitzt. Festzuhalten bleibt doch, dass die Flüchtlingspolitik trotz aller Kritik in Politik und Bevölkerung breit abgestützt war. Gerne hätte man auch mehr über die Protestschreiben und ihre Argumentationsmuster erfahren. Gleiches gilt für die zustimmenden Briefe, offenbar geeignetes Material, der Frage nachzugehen, welch fremdenfeindliches Gedankengut in einem Teil des Volkes sein Unwesen trieb. Meiner Ansicht nach liegt hier ein wesentlicher Grund für die letztlich gelungene Verdrängung der Informationen über die Vernichtung der Juden, der stärkere Beachtung verdient hätte. Was man nicht sehen wollte, sah man nicht, auch ausserhalb der Berner Amtsstuben. Auf dieses Phänomen verweist Haas im übrigen selber in seinem Kapitel über die Berliner Olympiade, ohne dem näher nachzugehen.

Welcher Eindruck bleibt nach der Lektüre? Dass die Behörden mehr gewusst haben über den Mord an den europäischen Juden war – wie gesagt – seit langem bekannt, wenn vielleicht auch nicht im nun sichtbaren Umfang. Interessanter erscheinen mir aber die Fragen, warum die Informationen nicht zur Kenntnis genommen oder zurückgehalten wurden; wie die Öffentlichkeit, ja selbst die Kantonsregierungen nicht nur mit Schweigen ruhig gehalten, sondern bewusst getäuscht wurden; und schliesslich: warum sie so wenig nachfragten. Hier greift die Arbeit im Ansatz zu kurz. Erst die Verknüpfung dieser Fragestellungen ergibt ein Ganzes.

Hermann Wichers (Allschwil und Basel)

STEPHAN APPENZELLER
BASEL UND SEIN TRAM
DIE GESCHICHTE DER BASLER VERKEHRS-BETRIEBE

CHRISTOPH MERIAN, BASEL 1995, 224 S., FR. 78.–

«Das ‹Drämmli› ist in Basel nicht bloss ein Transportsystem, es ist eine Institution.» Dieser Satz auf dem hintern Deckel des grossformatigen Buches könnte vermuten lassen, dass das Basler Tram diesen hohen Stellenwert in seiner nun 100jährigen Geschichte immer genossen habe – und dass der aus diesem Anlass publizierte Jubiläumsband so langweilig und nichtssagend ausfallen würde, wie viele solcher lokalhistorischer Werke. Beide Annahmen sind falsch. Das von Stephan Appenzeller verfasste und von den Basler Verkehrs-Betrieben herausgegebene Buch bietet eine spannende und anregende Lektüre in einem von der Geschichtsforschung noch kaum berücksichtigten Gebiet. Ausser der eigentlichen Unternehmensgeschichte werden in Appenzellers Tramgeschichte vielerlei gesellschaftspolitische Entwicklungen berücksichtigt, welche im Zusammenhang mit diesem Nahverkehrsmittel eine Rolle spielten.

Von besonderer Bedeutung sind selbstverständlich die wechselnden verkehrspolitischen Orientierungen der letzten Jahrzehnte. So zeichnet Appenzeller den Über-

lebenskampf des Basler Trams in den 50er und 60er Jahren dieses Jahrhunderts nach. Wie in anderen Städten versuchten die Anhänger einer ‹autogerechten Stadt› auch in Basel die lästigen Schienenfahrzeuge in den Untergrund zu verdrängen oder durch Busse zu ersetzen. In Basel dauerte diese Auseinandersetzung ausserordentlich lange, doch letztlich unterlagen – wie in Zürich oder Bern – die Automobilisten in diesem symbolträchtigen Kampf um den öffentlichen Raum der Stadt. Einen Kampf, in dem es auch darum ging, welche politischen Vorstellungen sich als ‹zeitgemäss› oder ‹zukunftsorientiert› durchzusetzen vermochten. Interessant ist, wie sehr sich die Meinungen der Experten in dieser Sache bis heute geändert haben. Wo damals die Schienen herausgerissen wurden, beispielsweise in Genf oder in Strassburg, werden diese heute mit enormen Kosten neu verlegt, da sich die Verkehrsprobleme nicht mehr anders lösen lassen. Das Basler «Drämmli» dagegen, von den Modernisten einst als hoffnungslos veraltet verspottet, erweist sich auch im hohen Alter von hundert Jahren noch als höchst vital und innovativ, und die Verkehrsplaner wären heute die letzten, welche auf diese Institution verzichten wollten.

Verkehrsgeschichte ist immer zuallererst Männergeschichte. Die öffentlichen Verkehrsmittel wurden bis vor noch nicht allzulanger Zeit fast ausschliesslich von Männern geplant, gebaut und betrieben. Wie die Männer der Basler Verkehrsbetriebe es lange schafften, die sicheren und verhältnismässig gut bezahlten Stellen für sich zu reservieren, zeigt Appenzeller am Beispiel des Einsatzes von Frauen während des Zweiten Weltkriegs. Als die Männer häufig eine andere Uniform zu tragen hatten und deshalb Personalmangel herrschte, griffen die Basler Strassenbahnen zu einer ungewöhnlichen Lösung. Sie suchten nicht etwa auf dem freien Arbeitsmarkt nach geeignetem weiblichen Personal, sondern rekrutierten gezielt die Ehefrauen der mobilisierten Männer. Diesen sei die Arbeit schon genügend vertraut, wurde diese Massnahme begründet, ausserdem wurde an das «Gefühl der Verbundenheit der grossen Strassenbahnerfamilie» appelliert. Tatsächlich liessen sich mit dieser «Familienbeschäftigung» gleich zwei Probleme lösen: Zum einen brauchte man den für den Verkehrsdienst «mobilisierten» Frauen keinen richtigen Lohn zu bezahlen, sondern lediglich ein sogenanntes Nadelgeld, welches als Zusatzverdienst zu jenem der Männer betrachtet wurde. Zum andern sollte auf diese Weise sichergestellt werden, dass die als Billeteusen beschäftigten Frauen ihre Stellen wieder zugunsten der Männer räumten. Unmittelbar nach Kriegsende herrschte aber immer noch Personalmangel, und erst nach einer Protestversammlung der Strassenbahner gegen die Weiterbeschäftigung von Frauen wurden die restlichen Billeteusen entlassen. Ab 1961 wurden wieder Frauen als Billeteusen eingestellt – wenige Jahre bevor dieser Beruf wegrationalisiert wurde.

Grenzüberschreitungen stellten in der Anfangszeit des Basler Trams noch kein grösseres Problem dar. 1900 wurde die erste grenzüberschreitende Tramlinie nach St. Louis (damals als St. Ludwig zum Deutschen Reich gehörend) eröffnet, und zwei weitere solche Linien folgten. Mit dem Ersten Weltkrieg ging aber die Zeit eines Verkehrs ohne Passkontrolle in Europa rasch und für lange Zeit zu Ende. Zwar wurden nach dem Zweiten Weltkrieg die ausländischen Vorortslinien für einige Jahre wieder in Betrieb genommen, doch ohne durchgehende Fahrten, d. h. die Passagiere mussten an der Grenze zur Passkontrolle umsteigen. In den 60er Jahren wurden die drei Linien auf Bus umgestellt. Heute werden solche Vorortstramlinien über die wieder durchlässige-

ren Grenzen zwar als wünschenswert, aber nicht finanzierbar erachtet. Dagegen wird mit der Arbeit an einer ersten grenzüberschreitenden S-Bahn-Linie von Basel ins Elsass begonnen.

Es kann hier nur angedeutet werden, wie vielfältig die Basler Tramgeschichte von Stephan Appenzeller ausgefallen ist. Erwähnen müsste man ausserdem die ausführliche Darstellung der Geschichte der Personalorganisationen, zu der Mike Gosteli zwei Kapitel beigesteuert hat. Hervorzuheben ist die reichhaltige und sorgfältige Bebilderung des ganzen Bandes. Appenzeller dürfte mit diesem Buch ein Werk gelungen sein, welches sowohl interessierten Laien als auch informierten Historikerinnen und Historikern etwas zu bieten hat. Es kann als Vorbild für letztere, aber auch für weitere jubilierende Institutionen dienen.

Jean-Daniel Blanc (Zürich)

DIETER RUCHT
MODERNISIERUNG UND NEUE SOZIALE BEWEGUNGEN
DEUTSCHLAND, FRANKREICH UND USA IM VERGLEICH
CAMPUS, FRANKFURT 1994, 601 S., FR. 98.–

Der Grund, weshalb Dieter Ruchts Studie für historisch interessierte Leserinnen und Leser wichtig sein könnte, ist sein Versuch, die sozialen Bewegungen in den Prozess der Modernisierung einzuordnen. Genau dieser Versuch aber bleibt unbefriedigend. Demgegenüber sind seine vergleichenden Analysen der neuen sozialen Bewegungen detailreich und auch zeitgeschichtlich interessant.

In einem ersten Schritt vergleicht Dieter Rucht die neuen sozialen Bewegungen, insbesondere die Frauen- und die Ökologiebewegungen in Frankreich, Deutschland und den USA. Dabei stellt er sowohl länder- wie bewegungsspezifische Übereinstimmungen fest: In allen Ländern und in allen Bewegungen ist zum Beispiel die neue Mittelschicht überrepräsentiert und herrschen postmaterialistische Positionen vor. Starke Unterschiede zeigen sich aber bei den Mobilisierungsstrukturen und den Mobilisierungsniveaus. So fällt beispielsweise auf, dass in den neuen sozialen Bewegungen der USA verbands-, in Frankreich partei- und in Deutschland bewegungsförmige Mobilisierungsstrukturen überwiegen.

Zur Erklärung solcher länderspezifischen Unterschiede greift Rucht auf den POS-Ansatz («political opportunity structures») zurück, entwickelt diesen aber zum «Konzept gesellschaftlicher Kontextstrukturen» weiter. Danach lassen sich Unterschiede in Art und Stärke der Mobilisierungsstrukturen auf länderspezifische Regimestrukturen, auf Differenzen im konventionellen System der Interessenvermittlung und auf unterschiedliche Muster der politischen Kultur zurückführen.

Mit den Hypothesen, die Rucht aus seinem Konzept der gesellschaftlichen Kontextstrukturen gewinnt, gelingt es ihm, die Unterschiede zwischen den Ländern plausibel zu erklären. So dominieren bewegungsförmige Mobilisierungsstrukturen in Deutschland, weil das politische System in mittlerem Grade offen ist, weil Parteien und Verbände relativ starre Interessen verfolgen und stark mit dem Staat verflochten sind und weil eine konfliktfreudige politische Kultur für das Bewegungsthema ansprechbar ist.

In einem zweiten Schritt greift Rucht die Auseinandersetzungen um die Abtreibungsfrage, in die die Frauenbewegung involviert ist, und um die Atomkraftwerke, welche der zentrale Konfliktgegenstand der Ökologiebewegung sind, heraus und vergleicht

wiederum in den drei Ländern deren Verlauf und Ergebnis. Die Unterschiede, die er dabei feststellt, führen ihn zu einer Reihe erklärungsbedürftiger Fragen. So will Rucht zum Beispiel wissen, warum in den USA die Bewegung zur Liberalisierung der Abtreibung in der ersten Runde der Auseinandersetzung so erfolgreich war oder warum die Anti-Atomkraftbewegung in Frankreich scheiterte. Die Antworten findet er mit einem «prozessorientierten Erklärungskonzept». Dieses erklärt die Dynamik der Auseinandersetzungen und deren Resultate unter Berücksichtigung der bewegungseigenen Mobilisierungsstruktur, der Stärke und des Verhaltens der Gegner und Bündnispartner, der Phasen und Zwischenergebnisse sowie kontingenter Ereignisse. Auch in diesem Teil seiner Untersuchung gelangt Rucht zu einleuchtenden Analyseergebnissen. So ist beispielsweise das Scheitern der französischen Anti-Atomkraftbewegung nur zu verstehen, wenn verschiedene Faktoren in Betracht gezogen werden, zum Beispiel die regional starke, auf nationaler Ebene aber kaum präsente Mobilisierungsstruktur, das Fehlen von Bündnispartnern, die hohe Auslandabhängigkeit Frankreichs im Energiebereich, die zentrale Rolle der atomgestützten Verteidigungspolitik, die ausgeprägte Zentralisierung der Energiepolitik, die durchgreifende Repression zentralstaatlicher Instanzen usw.

Seine konkreten Analysen der neuen sozialen Bewegungen stellt Rucht in den Rahmen einer Modernisierungstheorie. Modernisierung ist für ihn ein historischer Prozess, der sich auf zwei Ebenen vollzieht: «Auf der Ebene von Gesellschaftsstruktur heisst Modernisierung funktionale Differenzierung, verbunden mit der Rationalisierung und Autonomisierung von Teilsystemen; auf der Ebene des Individuums heisst Modernisierung Ich-Zentrierung, verbunden mit Statuserwerb und Rollenflexibilisierung.»

Sozialen Bewegungen kommt im Prozess der Modernisierung grosse Bedeutung zu, ja sie treten per definitionem – so Rucht – erst mit der Moderne auf. Soziale Bewegungen greifen «Probleme bzw. Krisen der System- und/oder Sozialintegration» auf und mischen sich in die Auseinandersetzungen um deren Lösung ein. Dadurch können sie zu Antriebskräften oder mindestens zu beschleunigenden Faktoren in «Modernisierungsschüben» werden.

Der entscheidende Schritt zur Moderne erfolgte nach Rucht mit dem Niedergang der Feudalgesellschaft, der mit der Renaissance und der Reformation einsetzte. Was im weiteren Verlauf der Geschichte eintrat, waren Stufen des Modernisierungsprozesses, die einer «Entwicklungslogik» folgten: Absolutismus, liberaler, organisierter und wohlfahrtsstaatlicher Kapitalismus.

Ruchts Versuch, die Analyse neuer sozialer Bewegungen in den Rahmen einer hier nur knapp referierten Theorie der Modernisierung zu stellen, überzeugt nicht: Sein Ansatz ermangelt teils einer klaren Begrifflichkeit; die Auseinandersetzung mit alternativen Ansätzen, die er anführt, ist zum Teil sehr oberflächlich; das Unterfutter seiner historischen Ausführungen ist stellenweise recht dünn, so dass die Interpretationen entsprechend fragwürdig bleiben. Schliesslich gipfelt seine Theorie der Modernisierung in Apologetik: Da der historische Prozess trotz aller Relativierungen, die Rucht vornimmt, gerichtet ist, ist letzlich mit dem Prädikat «modern» zu versehen, was ist. So lesenwert die empirischen und analytischen Kapitel seiner Studie sind, so schwach und aufgesetzt wirkt sein theoretischer Rahmen.

Ruedi Epple (Liestal)

MARTINO ROSSI, ELENA SARTORIS
RIPENSARE LA SOLIDARIETÀ
MUTAMENTI ECONOMICI, CRISI DELLA SICUREZZA SOCIALE E MODELLI DI RIFORMA

IRE, ARMANDO DADÒ, BELLINZONA-LOCARNO 1995, 318 P., FS 30.–

Martino Rossi et Elena Sartoris, chercheurs à l'Institut de Recherches Économiques de Bellinzone, procèdent, dans cet ouvrage, à une analyse très détaillée du système de sécurité sociale en Suisse. Leur recherche se fonde sur un constat: «l'existence de la pauvreté représente un révélateur des insuffisances, des lacunes et des contradictions de la sécurité sociale» (p. 20). Après la discussion du concept même de «pauvreté» (ch. I), les auteurs retracent l'évolution économique des pays occidentaux, de l'après-Guerre à la fin des années '60. A la sortie des «Trente glorieuses», le modèle «fordiste» de développement – production et consommation «de masse» – entre en crise, à cause de la saturation des marchés. Les premières vagues de restructurations industrielles, qui se poursuivent tout au long des années '80, expulsent des milliers de salariéEs hors du marché du travail. Avec la crise actuelle, le *Welfare State* n'est souvent plus reconnu comme un moteur pour l'économie, mais comme un poids (ch. II). La croissance économique se fait sans nouvelles embauches, et le problème du chômage persistant devient central dans l'étude de la sécurité sociale. Si on y ajoute une espérance de vie en hausse et l'explosion des coûts de la santé, on retrouve les éléments centraux qui déterminent le «coût» grandissant de la sécurité sociale. Malgré cela, Rossi et Sartoris montrent que le produit intérieur brut augmentera considérablement au cours des prochaines décennies, et que la Suisse n'est pas le pays qui consacre le plus de moyens à la dépense publique. De ce fait, le problème, dans le futur, sera de savoir comment répartir plus équitablement une richesse accrue (ch. III). En tout cas, le maintien d'un filet de protection sociale développé ne doit pas être remis en cause, car il se fonde sur des principes éthiques, de «justice sociale» (ch. IV).

Reste le fait qu'en Suisse, il n'existe aucun barème unanimement reconnu de «minimum vital». Seules les prestations complémentaires à l'AVS/AI présentent des «seuils» socialement acceptés et appliqués dans tous les Cantons. Ces seuils sont fixés à 2680 fr. bruts par mois pour une personne seule et à 5360 fr. pour une famille de quatre personnes. Les salaires versés dans quelques branches de l'économie suisse sont souvent nettement inférieurs à ceux-ci, ce qui explique la grande proportion, dans la population «pauvre», de salariéEs travaillant à plein temps (ch. V).

Fondé sur le modèle «bismarckien», le système de sécurité sociale suisse s'est formé progressivement, sans véritable vision d'ensemble. A l'heure actuelle, le fédéralisme empêche toute uniformisation dans l'octroi de prestations. A chaque «risque», la sécurité sociale répond par une mesure particulière, comme le veut la conception «analytique» de la sécurité sociale (ch. VI).

Au-delà de l'énorme complexité du système, celui-ci se révèle incapable de garantir un «minimum vital» à chaque citoyenNE. En effet, l'accès aux prestations complémentaires à l'AVS/AI, dont Rossi et Sartoris retiennent le principe, s'avère quelque peu limité du fait du nombre considérable de personnes qui ne font pas valoir leur droit, à cause de la désinformation ou par peur de la stigmatisation sociale. Par ailleurs, l'Assistance sociale, remboursable,

soumet les sujets à un contrôle social inacceptable (ch. VII).

La réforme de la sécurité sociale devrait donc se faire sur le principe de l'universalité du droit, en coordonnant les divers niveaux d'intervention et de financement et en introduisant la non-remboursabilité des prestations. Des mesures d'accompagnement en vue de l'insertion ou de la réinsertion dans le marché du travail devraient être envisagées, car le «travail» demeure – d'après les auteurs – «le principal moyen d'intégration sociale» (p. 197) (ch. VIII). Au niveau du canton du Tessin, les contenus de la réforme proposée par Rossi et Sartoris sont présentés en détail (ch. IX). Au niveau fédéral, par contre, les principes de cette «révolution copernicienne» sont avancés comme des éléments de réflexion, «et non pas comme un projet opérationnel, ce qui exigerait des approfondissements techniques, juridiques et économiques.» (p. 242) La base du nouveau système consisterait en un «minimum vital» s'inspirant des modèles «universalistes anglo-scandinaves».

Très exhaustif et rigoureux, l'ouvrage est un instrument de travail indispensable pour l'étude des politiques sociales. Il fait la synthèse des principales recherches effectuées dans ce domaine à l'heure actuelle, en Suisse et ailleurs. Pourtant, ces modèles de réforme devront se confronter aux rapports de force politiques. En effet, si le principe d'«universalité» nous semble fondé, on peut toutefois se demander s'il réussira à s'imposer face aux promoteurs du «moins d'État social».

Umberto Russi (Lausanne)